

**DER
LANDSER**

Österreich 8,20,-
Schweiz sfr 2,50

Volker Liss 2000 - Platz 1967
Neubaustraße 111 3,80

2,50 DM

Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

1581

NEUAUFLAGE

PETER STURM

In vorderster Linie

1942. – Kampf um Rostow, Vormarsch zum Kaukasus. – Erinnerungen eines
Infanterie-Zugführers.



Scan & Korrektur: Keulebernd

Ritterkreuzträger des Heeres



Georg Audenrieth

Am 20. Juli 1917 in Nürnberg geboren, begann Audenrieth seine militärische Laufbahn beim Gebirgsjägerregiment 100 in Brannenberg/Inn als Berufssoldat. Er wurde während seiner Friedensdienstzeit als Nachrichtenmann, Pionier und Heeresbergführer ausgebildet. Im II. Weltkrieg kämpfte er mit dem Gebirgsjägerregiment 99 in Polen, Frankreich, Rußland und auf dem Balkan. Für hervorragende persönliche Tapferkeit bei den Abwehrgefechten in Kroatien im Dezember 1944 wurde Audenrieth als Stabsgefreiter und Gruppenführer in der 3./Gebirgsjägerregiment 99 am 10. Februar 1945 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet. Letzter Dienstgrad bei Kriegsende: Oberjäger (Unteroffizier). Schon am 15. Dezember 1955 wurde Audenrieth zur Bundeswehr nach Andernach einberufen und als Ausbilder eingesetzt. Es folgten Verwendungen in der 1. Gebirgsdivision und an der Feldjägerschule in Sonthofen. Als Hauptfeldwebel wurde Audenrieth am 30. September 1969 in den Ruhestand versetzt.

(Quellenangabe: »Das Ritterkreuz«, Mitteilungsblatt der Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger)

In vorderster Linie

Kriegsjahr 1942. – Vormarsch zum Kaukasus



Am 28. Juni 1942 trat die Heeresgruppe Süd unter Generalfeldmarschall von Bock aus dem Raum Charkow-Kursk zu jener Großoffensive an, mit der die deutsche Wehrmachtsführung die endgültige Entscheidung im Krieg gegen die Sowjetunion zu erzwingen hoffte. Hunderttausende von Soldaten marschierten fortan, von endlosen Fahrzeugkolonnen begleitet, in Wolken aus Staub und bei glühender Hitze nach Osten und Südosten, dem Don, der Wolga und einem noch fernerem Ziel, dem Kaspischen Meer mit seinen bedeutenden Ölquellen entgegen. Auf den Plänen der Generalstäbler – an ihrer Spitze Hitler als Staatschef des 3. Reiches und Oberbefehlshaber einer bis jetzt überall siegreich gebliebenen Millionenarmee – trug das aufwendige Unternehmen die Tarnbezeichnung »Operation Blau«. Und auch dieses Mal schien alles zu gelingen. Doch schon am 9. Juli war die gewaltige Streitmacht in eine Heeresgruppe A unter Generalfeldmarschall List und in eine Heeresgruppe B unter Führung von Generaloberst Freiherr von Weichs aufgeteilt worden – eine Maßnahme, die in den kommenden Monaten schwerwiegende Konsequenzen heraufbeschwören sollte.

Während die zur Heeresgruppe B gehörende 6. Armee am

24. Juli bereits den Don westlich von Stalingrad erreichte, stieß die zur Heeresgruppe von GFM List detachierte 17. Armee mit der 1. Panzerarmee und der rumänischen 3. Armee zunächst gegen den unteren Don und den Kaukasus vor. Einer der unzähligen Feldgrauen, die damals mit diesem Truppenverband Rostow eroberten und entlang dem Asowschen Meer ihren Vormarsch zum Kuban fortsetzten, war der Verfasser des vorliegenden Bandes – damals Feldwebel und einer jener Infanteristen, denen jeder neue Tag eine weitere Schreckensvariante des Krieges offenbarte. Stets in vorderster Linie eingesetzt, waren Hitze, Durst, Hunger und unbeschreibliche Strapazen auch für ihn als Zugführer schon längst zu geduldig ertragenen Begleiterscheinungen des sogenannten Frontalltags geworden. Unzählige Male hatte er bereits – wie es damals hieß – das »Weiße im Auge des Feindes gesehen«, und er war von vielen Verwundungen gezeichnet, als auch für ihn und seine überlebenden Kameraden eines Tages die große Illusion zerrann. Doch während jener Wochen am Don und in den folgenden Monaten ließ ihnen die unerbittliche Wirklichkeit noch keine Zeit für Gedanken an eine Zukunft, die jeden Augenblick vom Tod für immer gestrichen werden konnte. Was in jenem blutigen Sommer in der Steppe zwischen Don und Kuban geschah, lesen Sie auf den folgenden Seiten als Zeugnis aus erster Hand.

Die Redaktion

Die ersten Häuser am Rand der Stadt Rostow am Don waren von den Deutschen genommen. Abgekämpft und zum Umfallen müde verschnaufte die Landser in den eroberten Ruinen.

Aber sie durften die Sicherung nicht vernachlässigen, denn der Russe konnte jederzeit zu einem Gegenangriff ansetzen.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, und es stand noch nicht fest, ob die Offensive an diesem Tage noch fortgesetzt werden sollte oder nicht. Die Soldaten wußten nur eines: Wenn wir Rostow genommen haben, dann geht es nach Süden, dem Kaukasus entgegen. Als Endziel der Angriffsoperation waren die Städte Baku und Batum vorgesehen. Wurden diese Städte erreicht, dann waren die russischen Ölfelder in deutscher Hand; und außerdem war dann möglicherweise die Verbindung zu den in Afrika kämpfenden Einheiten geschaffen.

Die Landser interessierte dies alles im Augenblick überhaupt nicht. Sie standen vollkommen teilnahmslos herum und warteten auf weitere Befehle. Sie hatten die Häuser nur flüchtig durchsucht. Die Randgebiete von Rostow waren von Zivilisten geräumt, die Innenstadt war nicht evakuiert worden.

Feldwebel Sturm hatte das Sturmgepäck vom Rücken genommen und auf den Boden gelegt. Die Zeltplane, in der eine Decke eingerollt war, diente als Kopfunterlage. So ruhte sich der Zugführer in einem der Häuser aus, während einer der drei Melder des Zugführers am Fenster kauerte und das Vorfeld nicht aus den Augen ließ.

Die Gruppe Krönninger hatte die nächsten vier Häuser besetzt, während sich rechts von Sturm die Gruppe des Obergefreiten Dietrich befand. Daran schloß sich die Gruppe Müller an. Sturms Zug hatte einen Abschnitt von nahezu 500 Metern zu sichern.

Es war ruhig geworden. Auf beiden Seiten hatte die Artillerie das Feuer eingestellt, und die Sowjets schienen

keinen Gegenangriff zu planen. Diese Ruhe wurde plötzlich gestört. In einem von der Gruppe Krönninger besetzten Haus wurde heftig geschossen. Handgranaten detonierten. Einem kurzen Feuerstoß aus einem deutschen Maschinengewehr folgte wieder Stille.

Sturm sprang bei den ersten Schüssen sofort auf, griff nach seiner Maschinenpistole und lief auf das Haus zu, aus dem er den Lärm gehört zu haben glaubte.

Er hatte sich nicht getäuscht. Im Keller lagen vor dem Gefreiten Krönninger zwei tote Russen. In der Ecke kauerten weitere drei Soldaten der Roten Armee. Sie schienen verwundet zu sein. Auch der Gruppenführer hatte blutige Striemen im Gesicht. Dem Schützen Kalisch lief Blut über die Hand. Dennoch lächelten beide, allerdings ziemlich verzerrt.

»Was ist denn los, Krönninger? Wo kommen die Russen her?« wollte der Zugführer wissen.

Der Gefreite gab nicht sofort Antwort. Er war verlegen. Auch der Schütze Kalisch sah zu Boden. Die beiden schienen kein reines Gewissen zu haben.

Sturm wiederholte die Frage. Endlich antwortete der Gruppenführer: »Der Kalisch wollte organisieren und ist in den Keller gegangen. Die da«, er zeigte auf die Russen, »hatten sich dort versteckt, und dann ging es los.«

Der Feldwebel ging auf den Schützen Kalisch, einen Volksdeutschen, zu und schüttelte ihn an der Schulter. »Glück gehabt, Kalisch. Das nächste Mal vorsichtiger sein! Hättet ihr das Haus richtig durchsucht, dann wäre das nicht passiert. Habt es doch in Kertsch erlebt, was da alles passieren kann.«

Kalisch sah den Feldwebel treuherzig an. Dann erklärte er in seinem gebrochenen Deutsch: »Komm ich in Keller, alles ruhig. Mach ich Taschenlampe an, ist Teufel los. Ich nicht schießen, laufen rauf zu Gruppenführer. Dann mit Krönninger wieder runter und jetzt die da tot!«

»Habt ihr die Russen wenigstens durchsucht? Ich möchte

nicht, daß der Wirbel nochmals losgeht!«

Sturm ging zu den Gefangenen. Es war eine Frau dabei. Sie hatte die gleiche Uniformjacke an wie die Soldaten, trug aber einen schwarzen Rock. Eingeschüchtert drehten die beiden Russen die Köpfe herum. Angst flackerte in ihren Augen. Nur die noch ziemlich junge Frau reckte ihr Gesicht mit stark mongolischen Zügen zu dem Feldwebel empor. Aus ihren Augen blitzten Zorn und Haß. Ihre Stirn lag in Falten, und die Mundwinkel waren herabgezogen.

Sturm bedeutete einem der Gefangenen, daß er aufstehen solle. Mühsam erhob sich der Mann. Die Uniformhose war blutig, und auch aus dem Ärmel tropfte es rot. Den rechten Arm hob der Russe, der linke hing ihm schlaff herab.

Sturm tastete den Soldaten ab, fand aber keine Waffe. Im Brotbeutel hatte er Maisbrot, Machorka (russischer Tabak) und Sonnenblumenkerne. Der Gefangene, einer von Millionen Unglücklicher jener Schreckenszeit, zitterte am ganzen Körper. Er verfolgte jede Bewegung des Feldwebels mit angstvollen Blicken.

Der Gefreite Krönninger hatte inzwischen den anderen Russen durchsucht, dem ein Handgranatensplitter in die Brust gedrungen war. Blutiger Schaum stand auf seinen Lippen. Die Lunge mußte verletzt sein.

Sturm schickte den Schützen Kalisch nach dem Sanitäter. Auch die verwundeten Feinde mußten schließlich versorgt werden. Nun wollte der Feldwebel die Frau durchsuchen und beugte sich zu ihr nieder.

In diesem Augenblick fuhr die Russin herum.

In der Hand hielt sie eine Pistole, und ehe sich's der Feldwebel versah, blitzte es vor seinen Augen auf.

Ein brennender Schmerz durchzuckte ihn. Der Gefreite Krönninger hatte die schnelle Bewegung der Frau gesehen, kam aber zu spät. Jetzt schlug er ihr die Waffe aus der Hand.

»Verdammtes Biest!« zischte er.

Katzengewandt sprang die Russin jetzt auf und spie den Gefreiten an. Ihre Finger krallten sich in sein Gesicht, und Krönninger brauchte alle Kraft, um die Frau von sich zu schleudern. An der Wand brach die Russin zusammen.

Der Feldwebel versuchte seine Jacke auszuziehen. Erst als ihm der Gefreite dabei half, gelang es ihm. Der Schuß hatte ihm eine tiefe Fleischwunde am rechten Schultergelenk gerissen.

Krönninger verband den Zugführer, so gut es ging. Sein Gesicht sah aus, als hätte er mit einer Katze im Kampf gelegen.

Sturm war sich klar darüber, daß jetzt jeder Soldat gebraucht wurde. Mit dieser Verwundung würde er außerdem sicher nicht einmal bis zum Hauptverbandplatz kommen. Deshalb wollte er sich vom Arzt nur eine Tetanusspritze geben lassen. Die Kompanie hatte schon mehrere Schwerverwundete, und vom Kompanieführer, Leutnant Gehring, war deshalb ein Melder zum Bataillon geschickt worden, um den Oberarzt nach vorn zu holen.

Der Schütze Kalisch kam mit dem Sanitäter zurück. Nach dem Feldwebel wurden auch die Russen verbunden.

Erst jetzt merkten sie, daß die Frau nicht mehr lebte. Sie hatte sich selbst getötet.

Die Landser starteten sie an. Hochachtung in den Blicken. Einer nahm den Stahlhelm ab.

Der Vormarsch sollte erst am nächsten Tag fortgesetzt werden, und die Männer richteten sich daher für die Nacht ein, während Sturm zum Kompaniegefechtsstand hinüberging.

Leutnant Gehring trug ein breites Heftpflaster auf der Stirn, wo ein Splitter eine tiefe Wunde hinterlassen hatte. Trotzdem war der Chef nicht schlecht gelaunt.

Als der Feldwebel seine Meldung machen wollte, wurde er von Gehring unterbrochen. »Soldätle, das hat nachher auch noch Zeit«, sagte der Chef in seinem schwäbischen Dialekt.

»Magst einen kleinen Schluck von meinem konzentrierten Wasserle?«

Der Leutnant wartete die Antwort gar nicht ab und zog eine Flasche Mirabell hervor, die er von seiner Braut geschickt bekommen hatte. Als die Gläser zweimal geleert waren, wurde der Einsatz für den nächsten Tag besprochen.

Um 5 Uhr morgens sollte angegriffen werden. Aufklärer hatten gemeldet, der Feind setze sich nach Süden ab. Vielleicht würde er die Stadt überhaupt nicht verteidigen. Sturm nahm das erleichtert zur Kenntnis, denn sie hatten den Häuserkampf in Kertsch noch nicht vergessen. Lieber griffen sie Feldstellungen an.

Trotzdem wurde der Angriff bis in alle Einzelheiten erörtert. An Hand der Karte zeigte der Kompanieführer seinem Zugführer den geplanten Vormarschweg. Die Einheit war ziemlich weit im Süden des Abschnitts eingesetzt, so daß sie nur durch Vororte vorgehen mußte. Hinter Rostow würde der Don überschritten und dann nach Süden, nach Kataisk, abgebogen werden. Soweit waren die Befehle bereits ausgearbeitet.

Nach der Erstürmung von Rostow sollte die Vorausabteilung den Feind verfolgen und ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Zunächst aber mußte Rostow ganz in deutscher Hand und der Don überquert sein.

Die Nacht verging ohne besondere Ereignisse. Nur ganz selten wurde nervös in der Gegend herumgeschossen.

Es wurde 4.30 Uhr, und die Kompanie stellte sich zum Angriff bereit. Hinter den Häusern warteten die Soldaten schweigend auf den Angriffsbefehl. Jeder hatte jetzt seine eigenen Gedanken, hantierte an den Patronentaschen oder zog den Stahlhelmmriemen fester an, um ihn gleich darauf wieder zu lockern.

Andere sogen hastig an einer Zigarette, die sie in der hohlen Hand hielten, damit der Schein der Glut nicht zu sehen war. Die innere Unruhe war nicht zu verbergen, und die Zeit schlich

trüge dahin.

Es herrschte noch Dämmerung, und die nächsten Häuser waren nur schwach zu erkennen. Ob sie vom Feind besetzt waren und es wieder einen Kampf um jedes Gebäude geben würde?

Feldwebel Sturm stand mit seinen Meldern in der Mitte des Zuges. Er blickte wieder einmal auf die Uhr. Noch achtzehn Minuten!

Er überprüfte den Spannschieber seiner Maschinenpistole, nahm dann das Magazin heraus und überzeugte sich, ob die Federn noch genügend Spannung besaßen. Fast alle Hemmungen, die die Waffe hatte, waren dem Magazin und hier wiederum der Transportfeder zuzuschreiben. Wenn diese versagte, dann war auch die MPi wertlos und im Nahkampf auch fast mit Sicherheit das Leben ihres Trägers verspielt.

Noch zehn Minuten! Es wurde heller, und die Häuser waren nun deutlich zu sehen.

Sturm nahm das Fernglas an die Augen und versuchte Schießscharten festzustellen. Konnte er vielleicht sogar ein feindliches Maschinengewehr ausmachen? Seine Anstrengungen blieben erfolglos.

Auch die Gruppenführer versuchten mit ihren Blicken die Dämmerung zu durchdringen. Keiner konnte etwas beobachten. Vom Feind war nichts zu sehen.

Fünf Uhr! Feldwebel Sturm gab den Gruppenführern das Zeichen zum Vorgehen. Wie Gespenster huschten die Landser hinter den Ruinen hervor und sprangen von einer Deckung zur anderen.

Ungefähr 300 Meter war der nächste Straßenzug entfernt. Noch immer schoß der Russe nicht, und jeder machte sich Hoffnungen, daß der Feind die Häuser nicht besetzt hielt.

Fünfhundert Meter hatten sie schon zurückgelegt, als den Männern plötzlich Maschinengewehrgarben entgegenschlugen. Gewehrschützen verstärkten das Feuer, und sie schossen sehr

gut. Mancher Schuß piffte über die Köpfe der Angreifer hinweg oder ließ kurz vor ihnen Erde aufspritzen.

Kaum hatten die Maschinengewehre zu hämmern begonnen, als auch schon die ersten Granatwerfergeschosse den Zug Sturm zu Boden zwangen. Einschlag auf Einschlag erfolgte. Die Grenadiere preßten ihre Körper gegen die Erde und versuchten, sich mit dem Spaten eine Deckung zu schaffen.

Feldwebel Sturm lag ganz platt hinter einigen Ziegelsteinen und bemühte sich, eine feindliche MG-Stellung zu erkennen. Immer wieder mußte er den Kopf herunternehmen, weil Geschosse gefährlich nahe vorbeizischten.

Endlich hatte er ein Mündungsfeuer entdeckt. Das Maschinengewehr mußte halbrechts von ihm in einer Feldstellung stehen.

Mit der Maschinenpistole konnte Sturm aber nicht so weit schießen. Rechts von ihm lag jedoch der Gefreite Krönninger, der, obwohl er eine Gruppe führte, sein eigener MG-Schütze war.

»Krönninger«, rief der Feldwebel, »vor dir ist ein MG! Siehst du das Haus mit dem steilen Dach? – Gut! – Etwa fünfzehn Meter daneben ein kleiner Erdwall. Dahinter liegt das Ding!«

Der Gefreite hob kurz die Hand zum Zeichen dafür, daß er das Ziel auf gefaßt hatte.

Erneut ratterte das feindliche MG und spie eine Garbe zu den Landsern herüber.

Krönninger hatte aufgepaßt. Sofort jagte auch er einen Feuerstoß aus dem Maschinengewehr, und die Leuchtspur zeigte, daß sie genau in die Stellung des russischen Maxim^{*} züngelte. Das feindliche MG schwieg.

Das gab dem Zug Luft. Sturm sah sich nach seinen Männern

^{*} Russisches Standard-Maschinengewehr bis 1943. Das Gewehr wurde auf einer zweirädrigen Lafette (mit oder ohne Schutzschild) transportiert. Länge: 1,10 m; Gewicht mit Lafette: 69 kg; V₀: 800 m/sec; Schußweite: 5.000 m; Feuergeschwindigkeit: 500 Schuß pro Minute. Gurte mit je 250 Patronen.

um. »Auf – marsch!« brüllte er.

Die Landser stürmten nach von, doch Schützenfeuer zwang sie erneut in Deckung.

Dittmann, der den leichten Granatwerfer bediente, hatte sich das Dach eines alten Hauses vorgenommen. Irgendein Gegenstand wurde in die Luft geschleudert. Ein Scherenfernrohr vielleicht.

»Auf dem Dach war ein Beobachter. Ich hab' ihn genau erkannt!« rief Dittmann zu Sturm herüber.

»Gut gemacht, Dittmann!« schrie der Feldwebel zurück, und ein kurzes Flackern glitt über das Gesicht des Schützen.

Im Rücken des Feindes sah man das Aufblitzen von Mündungsfeuern der Artillerie. Eine Salve rauschte heran und detonierte berstend. Verdammt, der Russe schoß mit Phosphorgranaten! An den Einschlagstellen züngelten Flammen, die im Gras reichlich Nahrung fanden.

Einschlag auf Einschlag hielt die Landser nieder, und jedesmal, wenn eine Detonation Erde und Luft erzittern ließ, hielten die Feldgrauen den Atem an. Mit den Fingernägeln krallten sie sich in den Boden und ließen den Höllenlärm über sich ergehen.

Endlich schoß auch die eigene Artillerie. Ganz nahe an der zu erstürmenden Häuserzeile schlugen die deutschen Granaten ein, und das Feuer der russischen Waffen wurde schwächer. Jetzt mußte anscheinend auch der Iwan (Spitzname für Russe) den Kopf einziehen.

Diese Gelegenheit nutzten die Deutschen und arbeiteten sich einzeln vor. Ihr Atem ging keuchend, und der Schweiß rann ihnen in Strömen von der Stirn. Ihre Gesichter waren verzerrt, aber ihre Blicke suchten nur ein Ziel: die feindliche Stellung.

Während die deutschen Granaten Dachsparren in die Luft schleuderten und Häuserwände in Trümmer legten, riß der Feldwebel seine Männer unentwegt vorwärts.

Mit starren Gesichtern befolgten die Soldaten die Befehle.

Warum ließ er sie nicht mal kurz verschnaufen? Warum durften sie nicht ein paar Minuten hinter einer Deckung liegenbleiben? Die anderen Züge hingen schließlich ein ganzes Stück zurück. Warum mußte dieser Höllenhund von Sturm immer weiter vorpreschen und den anderen mit seinem Zug voraus sein? Fast bei jedem Angriff hatte er das bisher so gemacht. Aber trotz der ungeheuren Anstrengung blieben sie mit ihm auf gleicher Höhe.

Der Feldwebel hatte seinen Grund für diese Taktik. Waren seine Leute dem Gros voraus, so blieben sie zumindest von den schweren Waffen verschont, deren Feuer stets auf die Masse der Angreifer gelenkt wurde. Im Kampf Infanterist gegen Infanterist aber waren die Landser mit dem gefürchteten Maschinengewehr 42* den Russen überlegen. Allein diese Waffe hatte sie schon des öfteren in Panik versetzt. Außerdem wollte Sturm dem feindlichen Granatfeuer auch kein Dauerziel bieten.

Bisher hatte ihm der Erfolg recht gegeben. Obwohl fast immer in den Brennpunkten eingesetzt, hatte der Zug Sturm die geringsten Ausfälle innerhalb der Kompanie.

Noch 200 Meter waren sie jetzt vom Feind entfernt. Auf beiden Seiten wurde nun wieder wütend gefeuert. Zahllose Leuchtspurgeschosse kreuzten sich. Querschläger sirrten durch die Luft. Granatsplitter jaulten. Es roch nach verbranntem Pulver.

Plötzlich ließ der Gefechtslärm nach und verstummte nahezu völlig. Dafür waren jetzt hinter den russischen Stellungen dumpfes Motorengedröhne und lautes Kettenrasseln zu hören.

Panzer! durchfuhr es den Feldwebel. Jetzt nur keine Panik aufkommen lassen! war sein nächster Gedanke.

Sie lagen immerhin auf freiem Feld und waren den Stahlkolossen schutzlos preisgegeben. Wenn sie die Nerven

* MG 42. Luftgekühlter Rückstoßlader; Schußfolge 1.500 Schuß pro Minute; Länge: 1,22 m; Gewicht: 11,6 kg; Blechkonstruktion.

verloren, war alles aus.

Die Grenadiere hoben lauschend die Köpfe, und man sah es ihren Gesichtern an, daß sie von blankem Entsetzen erfüllt waren. Die meisten von ihnen hatten noch nie gegen Panzer gekämpft.

Das Geschützfeuer der Russen verstummte nun ebenfalls. Nur die deutsche Artillerie hämmerte weiter.

Sturm wollte seine Soldaten noch näher an den Feind heranbringen, aber die Männer blieben liegen und vertieften mit den Feldspaten die hastig gescharrten Deckungslöcher.

Verzweifelt nach einem Ausweg suchend, sah Sturm den anderen zu. 50 Meter vor ihnen verlief ein verlassener Schützengraben in Querrichtung. Bis dahin mußte er mit seinem Zug unbedingt kommen.

»Erster Zug macht einen geschlossenen Sprung bis zum Graben vor uns!« brüllte er. »Auf – vorwärts!« Seine Stimme überschlug sich. Dann sprang er auf und rannte feindwärts.

Der Feldweibel hatte sich nicht getäuscht, denn seine Männer folgten ihm. Sie ließen ihn auch diesmal nicht im Stich, wenn sie ihn wahrscheinlich auch zum Teufel wünschten.

Ohne die geringste Gegenwehr ließ der Russe sie die neue Stellung erreichen. Der Feind war offenbar überrascht, oder aber er vertraute auf die Wirkung der heranwalzenden Panzer.

Keuchend lagen die Grenadiere im Graben und starrten zum Feind hinüber. Kaum 150 Meter vor ihnen verlief die russische Linie.

Immer näher kam das Röhren der Motoren. Die Panzer schienen direkt in den Zug Sturm hineinrollen zu wollen. Sollten sie sich nun abschießen lassen wie Hasen bei einer Treibjagd? Unschlüssig starrten sie sich gegenseitig an, schweigend auf das Brüllen der stählernen Ungeheuer lauschend.

»Dittmann, mach eine geballte Ladung fertig! – Jeder Gruppenführer tut das gleiche. Laßt die Panzer herankommen!

– Ehmer, komm zu mir mit der Hafthohlladung!« befahl Sturm.

Die Hafthohlladung, eine Vorgängerin der Panzerfaust mit der gleichen Wirkung, sah wie ein großer Trichter aus, an dem drei Magnete angebracht waren. Man mußte sie an den Panzer drücken, und zwar so, daß zwei Magnete nach oben zeigten und einer nach unten. Gezündet wurde die Hafthohlladung wie eine Handgranate. Sie erzeugte gewaltige Hitze und schweißte sich durch den Stahl hindurch.

Den geballten Ladungen traute Sturm nicht so recht. Explodierten sie nicht unter den Panzern, so war die Wirkung verpufft. Und nicht selten wurden die Ladungen von den Kampfwagen niedergewalzt, ohne hochzugehen. Mit den Hafthohlladungen war das eine andere Sache. Das Anbringen einer solchen Ladung war eigentlich verhältnismäßig ungefährlich, wenn man erst einmal den toten Winkel der Panzerwaffen erreicht hatte. Das Schwierige war allerdings, bis an den Kampfwagen heranzukommen.

»Behaltet die Ruhe, Männer! Keiner verläßt den Graben. Der Panzer kann nicht um die Ecke schießen, und hinter jedem Grabenknie haben wir Deckung. Laßt sie ruhig rankommen. Wir haben ja die Pak (Panzerabwehrkanone) hinter uns. Vergeßt das nicht!« Das waren die nächsten Worte, die Sturm zu den Männern hinüberrief.

Trotz dieser Aufmunterung waren die Nerven der Grenadiere zum Zerreißen gespannt. Mundwinkel zuckten, und Augen flatterten. Die plötzliche Ruhe lastete schwer auf den Soldaten, denen der erste Angriffsschwung bereits genommen war.

Mit knallenden Fehlzündungen schoben sich die T 34 hinter den Häusern hervor. Ihre Kommandanten ließen kurz halten, wahrscheinlich deshalb, um den Verlauf der deutschen Stellung zu erkunden. Nach bangen Sekunden setzten die Stahlkästen sich wieder in Bewegung und schwankten langsam auf die Deutschen zu. Zwei von ihnen hatten den von Feldwebel Sturm gehaltenen Abschnitt zum Ziel.

Die Männer wagten kaum zu atmen. Sie lagen im Graben und spürten das Herz bis zum Hals hinauf schlagen.

Auch Sturm schnürte es die Kehle zusammen. Er warf einen Blick auf Ehmer, der neben ihm lag. Der Gefreite versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Hastig wischte er mit einem schmutzigen bunten Taschentuch über die Magneten der Hafthohlladung.

Feldwebel Sturm sah jetzt zu dem Gefreiten Krönninger hinüber. Zu ihm hatte er das meiste Vertrauen. Wenn ein Panzer in dessen Nähe kam, dann war meistens der Teufel los.

Als hätte der Gefreite die Gedanken seines Zugführers errahnt, begegneten sich ihre Blicke. Krönningers Gesichtsausdruck verriet eine kaltblütige Entschlossenheit.

Die Panzerwagen waren inzwischen bis auf etwa 50 Meter an den Graben herangekommen, nachdem sie einige Granaten in die deutsche Stellung gejagt hatten. Über die Köpfe der Männer des ersten Zuges hinweg zischten die Geschosse in die Reihen der Kameraden ihrer Kompanie, die ungefähr 80 bis 100 Meter hinter ihnen lagen. Nicht eine einzige Granate detonierte in der Nähe des Zuges, und das gab Sturm die Hoffnung, daß die Panzerkommandanten ihre Stellung noch nicht erkannt hatten. Wenn seine Männer jetzt ruhig blieben, dann hatten sie eine reelle Chance gegen die Stahlungetüme, für deren Besatzung die Sichtmöglichkeit sehr beengt war. Die Tankisten hatten die Luken geschlossen, und nur die schmalen Sehschlitze boten ihnen eine Beobachtungsmöglichkeit. Das Gelände war jedoch sehr uneben. Außerdem war es eine Schwäche der Kolosse, daß sie vor jedem Schuß stehenbleiben mußten, um das Ziel anzuvisieren. In dieser Phase hatte der Infanterist eine große Möglichkeit, den Panzer außer Gefecht zu setzen.

Ein T 34 rollte jetzt unmittelbar auf Feldwebel Sturm zu. In wenigen Sekunden mußte sich nun entscheiden, ob der Feind die Stellung ausgemacht hatte oder nicht.

Der Feldwebel preßte sich an die Grabenwand. Er hatte den Stahlhelm abgenommen, um einen kurzen Blick über die Deckung werfen zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Er tat das mit angehaltenem Atem. Sein Puls hämmerte wie verrückt.

Sturm trug als einziger Soldat der Division das Deutsche Kreuz in Gold, und seine Männer glaubten ebenso wie seine Vorgesetzten, er sei über jede Form von Angst erhaben. Das stimmte aber durchaus nicht.

Vielleicht hatte er manchen anderen Truppenführern nur voraus, daß er immer einen klaren Kopf behielt und sich in keine Experimente einließ.

Auch jetzt hatte er gegen den sogenannten inneren Schweinehund anzukämpfen, während er die Möglichkeiten abwog. Gab es gegen den anrollenden Panzer überhaupt eine ausreichende Chance?

Noch einmal spähte er blitzschnell über die Deckung. Der Panzer war schon unmittelbar vor ihm, gleich mußte er den Graben überfahren. Die Raupenketten wühlten sich in die Erde, und das Gestein krachte und knirschte.

Sturm wagte jetzt nicht mehr, den Kopf zu heben. Das Motorengeräusch war schon ganz nahe, und der Schatten des Panzers hing wie eine tödliche Drohung über ihm.

Kurz vor dem Graben hielt der T 34 an und schwenkte das Geschützrohr. Den Männern vor dem Ungetüm stockte der Herzschlag.

Neben dem Feldwebel krachte jetzt der Abschuß, und das Rohr des Panzers vibrierte. Schuß um Schuß jagte der russische Kommandant über den Graben hinweg, zu den beiden anderen Zügen der Kompanie hinüber.

Wie eine Schlange kroch Sturm, die Hafthohlladung in der Hand, die wenigen Meter im Graben entlang, die ihn von dem Panzer trennten.

Der Gefreite Ehmer hatte Sturms Maschinenpistole im Anschlag, jederzeit bereit, dem Feldwebel Feuerschutz zu geben, wenn die Panzerbesatzung die Gefahr erkennen und mit Handfeuerwaffen aus den Sehschlitzten schießen sollte.

Sturm war bereits am Ziel. Er kroch aus dem Graben und Meter für Meter an der mächtigen Raupenkette entlang.

Erschüttert stellte er jedoch fest, daß er die Ladung nicht anbringen konnte. Die Sowjets hatten eine neue Abwehrmethode entwickelt und die Panzer mit einer zementartigen Masse beschmiert, die in Rillen von oben nach unten verlief. Die Magneten hafteten also nicht!

Dem Feldwebel brach der blanke Schweiß aus. Was sollte er tun? Hätte er jetzt eine geballte Ladung zur Hand gehabt, würde er sie unter die Raupenkette schieben. Aber so ...?

Bei der rechts liegenden Gruppe, also bei Krönninger, ließ ein furchtbarer Knall die Luft erbeben.

Sturm hörte sekundenlang nichts mehr. In seinen Ohren brauste und sauste es. Was war da geschehen? Aber das war jetzt gleichgültig. Nur der Panzer neben ihm war im Moment noch wichtig, sonst nichts.

Er überlegte fieberhaft. Bestimmt würde die Panzerbesatzung jetzt nach jener Seite beobachten, an der die Detonation erfolgt war.

Flach am Boden glitt er an dem T 34 entlang. Jetzt war er am hinteren Antriebsrad angelangt. Auf der Unterseite war der Panzer sicher nicht mit Zement bestrichen. Dort würde die Ladung daher haften. Außerdem befand sich hier der Benzintank, und die Panzerung war an dieser Stelle schwächer als an der Stirnseite.

Wenn sich der Koloß jetzt nach rückwärts in Bewegung setzte, dann war alles aus. Trotzdem schob Sturm den Oberkörper unter die stählerne Festung und setzte die Ladung an. Sie hielt! Mit einem Ruck riß er die Abreißschnur durch und rollte sich neben den Panzer.

Aus dem Turm des T 34 feuerte jetzt ein Maschinengewehr nach rechts und bestrich die Gruppe Krönninger. Noch während des Schießens setzte sich der Koloß in Bewegung und kroch mit heulendem Motor zurück.

Warum explodierte die Ladung nicht? Es hatte bei Haft-hohlladungen doch sonst noch nie einen Versager gegeben! Sollte alles umsonst gewesen sein? dachte Sturm verzweifelt.

Von der deutschen Stellung her wurden die Männer des Zuges jetzt überschossen. Dumpf tönte der Abschußknall hinter dem Rauschen der Granaten. Ein Pak-Geschoß knallte gegen die Stirnseite des T 34 und prallte dort ab. Das 3,7-cm-Geschoß hatte die Panzerung nicht durchschlagen können.

Nun bellte das Panzergeschütz. Der Richtschütze hatte die Pak-Stellung anscheinend erkannt.

Endlich! Ein gewaltiger Schlag erschütterte den Panzer, und es schien, als würde er von einer unsichtbaren Riesenfaust geschüttelt.

In Sekundenschnelle war das Ungetüm in eine schwarze Rauchwolke gehüllt, und in seinem Innern erfolgten grelle Detonationen. Aus den Sehschlitzen zischte Qualm heraus. Eisentrümmer wurden über Sturm hinweggeschleudert. Das Turmluk hob sich, und ein Russe versuchte, aus dem stählernen Sarg zu entkommen.

Das Gesicht des Rotarmisten war von Rauch geschwärzt. Seine Augen waren weit aufgerissen und voll panischer Angst. Er konnte sich nur mühsam bewegen.

Würde der Russe herauskommen? Würde er es schaffen? Sturm machte sich bereit, ihn gefangenzunehmen.

In diesem Augenblick ratterte eine Maschinenpistole. Der feindliche Panzersoldat hatte sich schon zur Hälfte aus der Luke geschoben. Die Garbe aus der MPi hatte seinem Leben ein jähes Ende bereitet. Schlaff hing sein Oberkörper über der geöffneten Luke.

Der Panzer war vernichtet. Er war von prasselnden Flammen

umhüllt und verbreitete eine entsetzliche Hitze. Sturm sah zu Ehmer hinüber.

»Warum hast du geschossen?« schrie er. »Das war doch sinnlos, der wäre uns nicht entkommen. Mensch, der war doch verwundet. Hast du das nicht gesehen?«

Der Mund des Gefreiten zitterte. Seine Augen hatten einen sonderbaren Glanz, die Hände zuckten hin und her. Erst nach einiger Zeit bekam er sich wieder in die Gewalt.

»Ich weiß es selber nicht. Auf einmal habe ich geschossen. Ich weiß nicht, warum...«

Sturm preßte die Lippen zusammen und schwieg. Er wußte, daß dem anderen die Nerven einen Streich gespielt hatten. »Schon gut, Ehmer«, sagte er dann, »reden wir nicht mehr darüber.« Immer noch kreperten Granaten in dem berstenden Panzer. Die Besatzung konnte unmöglich noch leben. Was war bei Krönninger los?

Auch dort stand ein T 34 bewegungslos da. Eine der Raupenkette lag zerrissen am Boden.

An diesem Panzer hatten die Pak-Granaten eine bessere Wirkung gezeigt, denn sie hatten von der Seite her getroffen, wo die Panzerung schwächer war. Auch jetzt noch bohrte sich Geschoß um Geschoß mit ohrenbetäubendem Krachen in den stählernen Leib, und Qualm drang aus den Schlitzen im Stahl.

Der Gefreite Krönninger winkte zu Sturm herüber. Er hatte den Stahlhelm abgenommen. Klatschnaß klebten ihm die Haare an der Stirn.

Etwa 300 Meter weiter links hatten ebenfalls Panzer angegriffen. Offenbar waren ihre Besatzungen aber durch das Schicksal ihrer Kameraden veranlaßt worden, die Gefahrenzone im Rückwärtsgang zu verlassen. Sie schossen jedoch unentwegt in die deutschen Stellungen, wo pausenlos Granaten kreperten.

Dafür hielten sich die russischen Infanteristen immer noch zurück. Kein Schuß fiel von ihrer Seite.

Sturm zündete sich mit bebenden Händen eine Zigarette an. Neben ihm lag der Gefreite Ehmer, der sich schon wieder gefangen hatte.

Der Feldwebel klopfte ihm auf die Schulter, tat noch ein paar schnelle, tiefe Züge und gab ihm dann die Zigarette.

Sein Blick wanderte wieder feindwärts. Was war mit den Russen los? Warum schossen sie nicht? Waren etwa die vernichteten Panzer die Ursache für ihr Verhalten?

Sturm entschloß sich daher zum Angriff. Die Männer seines Zuges waren wieder zu Kräften gekommen, und auch von den Panzern drohte vorläufig keine Gefahr mehr.

Noch einige schnelle Atemzüge, dann gab Sturm seinen Gruppenführern das Zeichen zum weiteren Vorgehen. Die feindlichen Maschinengewehrstellungen waren erkannt, und der Zug sollte jetzt in überschlagendem Einsatz angreifen. Während die eigenen Maschinengewehre den Feind niederhielten, sollten die Schützen Stellungswechsel machen und dann wieder die MG-Bedienungen.

»Maschinengewehre in Stellung! – Schützentrupps fertig-machen zum Sprung!« gellte Sturms Stimme über den Graben.

Schon im nächsten Moment begannen die MG-Schützen zu feuern. Auch der Gefreite Krönninger, der kurz vorher den anderen Panzer angegangen hatte, jagte lange Garben in die feindliche Schießscharte. Erst als der Lauf nahezu weißglühend war, machte er Laufwechsel, und das in kaum mehr als fünf Sekunden. Mit einem Griff riß er den Spannschieber zurück, schlug dann mit dem Handballen auf die Laufwechselklappe, hob die Mündung leicht an, und schon rutschte der Lauf heraus. Er ließ ihn auf dem Gras liegen und dachte wohl gar nicht daran, den Asbesthandschuh überzustreifen und den Lauf in die Hülle zu legen, wie das tausendmal geübt worden war. Mit einem raschen Griff schob er den neuen Lauf ein, schlug die Laufwechselklappe zu, zog am Gurt. Schon lag sein Finger wieder am Abzug, und die nächste Garbe zischte zum Feind

hinüber.

Während die drei Maschinengewehre Dauerfeuer schossen, sprangen die Grenadiere nach vorn. Sie rannten, als ginge es um das blanke Leben. Und so war es schließlich auch ...

Erst nach einiger Zeit erholte sich der Gegner von seiner Überraschung, und einige Karabinerschützen gaben die ersten Schüsse ab. Inzwischen hatten die Deutschen aber schon beträchtlich an Raum Gewonnen und eröffneten nun ein Schützenfeuer, das es den Russen kaum erlaubte, die Köpfe auch nur ein paar Zentimeter über die Deckung zu heben.

Sturm sah schwer atmend zu den Maschinengewehren zurück. Sie mußten jetzt nachgezogen werden. Gut 100 Meter waren sie noch vom Feind entfernt. Er feuerte jetzt den Inhalt eines ganzen Magazins aus der Maschinenpistole, obwohl er genau wußte, daß er auf diese Entfernung mit der MPi gar nichts ausrichten konnte.

Trotzdem erreichte er damit, was er beabsichtigt hatte. Er wollte den kritischen Zeitpunkt, nämlich den Stellungswechsel des Maschinengewehrs, überbrücken.

»Dittmann, wieviel Schuß hast du noch?« schrie er kurz darauf seinem Granatwerferschützen zu.

»Dreiundzwanzig!« keuchte dieser zurück.

»Gut! Dann noch einmal zehn Schuß in die Häuser!«

Granate auf Granate schlug in die Dächer oder nahe bei den Gebäuden ein. Mit bloßem Auge konnte man die Wurfgranaten fliegen sehen. Sie erreichten immer eine Höhe von etwa 300 Metern und senkten sich dann auf das Ziel herab.

Die Landser beobachteten währenddessen jede Bewegung des Feindes. Kaum wurde ein russischer Gewehrlauf sichtbar, da knallte auch schon ein Schuß, und der Gegner wurde erneut in Deckung gezwungen.

Völlig unverhofft begann nun auch die eigene Artillerie zu schießen, nachdem sie eine halbe Stunde lang geschwiegen hatte. Für die anderen beiden Züge, die noch weit

zurückhingen, kam das Feuer wohl zur rechten Zeit. Dort verteidigte sich der Feind noch mit aller Konsequenz.

Dem Zug des Feldwebel Sturm konnte das eigene Artilleriefeuer gefährlich werden, wenn ein Schuß etwas zu kurz ging. Sturm mußte sich daher entschließen, eine grüne Leuchtkugel zu schießen. Artilleriefeuer vorverlegen! hieß das. Leutnant Gehring und die anderen beiden Zugführer würden darüber sicherlich nicht gerade erfreut sein.

Sturm blieb aber keine andere Wahl. Er wollte die Häuserreihe nehmen und dem Feind keine Zeit lassen, sich neu zu formieren und sich erneut zur Wehr zu setzen.

Die Wurfgranaten waren mittlerweile detoniert, die meisten lagen im Ziel. Noch einmal sah Sturm zu den anderen Gruppenführern hinüber, ehe er befahl:

»Der ganze Zug einzeln vorarbeiten. – Nicht liegenbleiben, Männer, wir haben es bald geschafft!«

Die Grenadiere starteten verbissen vor sich hin. Ihre Münder waren weit geöffnet, die Augen schillerten wie im Fieber. Jeder war in Schweiß gebadet. Die Wäsche klebte an ihren Körpern, und voraus lauerte der Tod, wie schon so unzählige Male zuvor.

Der Gegner verteidigte sich im Abschnitt des Zuges Sturm nur noch schwach. Seine Maschinengewehre schwiegen. Nur manchmal peitschte noch ein Gewehrschuß herüber.

Und dann war es soweit!

Nacheinander arbeiteten sich die Grenadiere an den Feind heran. Vereinzelte Rotarmisten liefen bereits nach hinten und versuchten zu fliehen. Doch da hämmerten die deutschen MG, und die Garben griffen nach den davonhastenden Gestalten.

Aber auch Sturms Zug blieb nicht verschont.

»Schütze Bräuer gefallen!« ging es von Mund zu Mund.
»Kern ist verwundet worden.«

Sturm hörte es und preßte den Stahlhelmrand gegen die Erde, während sie dem Feind bereits auf Handgranaten-

wurfweite gegenüberlagen.

»Krönninger, du nimmst die vier Häuser vor dir. – Du, Dietrich, die anschließenden drei und die nächsten Häuser Müller mit seiner Gruppe!« schrie Sturm nun seinen Gruppenführern zu, die kurz die Hand zum Zeichen dafür erhoben, daß sie verstanden hatten.

Sturm wischte sich mit dem Handrücken über die nasse Stirn. Dann schob er ein neues Magazin in die MPI und schraubte die Sicherungskappe von drei Handgranaten ab, die er im Koppel trug.

Er lag etwas seitlich vor einem Haus. Ein kurzes Atemholen noch, einige Sprünge, und er hatte die Hauswand erreicht.

Keuchend preßte er sich an die Mauer und schob sich dann langsam an die Schießscharte heran.

Wenige Augenblicke später riß er die Zündschnur einer Handgranate heraus und wartete einige Sekunden. Dann stieß er den Arm vor. Der Sprengkörper fiel in den Schlitz, und eine Detonation erschütterte das kleine Haus. Aus der Scharte drang weißer Qualm heraus.

Die Fenster des Hauses waren mit hölzernen Läden gesichert. Nochmals zündete der Feldwebel eine Handgranate, legte sie auf das Fenstersims und warf sich zu Boden. Eine weitere Explosion erfolgte. Der Fensterladen flog aus den Angeln.

Ein Satz durch die Öffnung, und Sturm befand sich in einem leeren Raum. Doch überall in der Nähe konnten russische Soldaten lauern, darüber gab es keinen Zweifel.

Er blieb kurz stehen und lauschte. Von oben her hörte er ein Stöhnen. Sollten Russen dort oben sein? Das Herz des Feldwebels trommelte in hektischem Rhythmus, in den Schläfen pochte das Blut.

Sollte er warten, bis seine Männer da waren? Nein, das wäre sinnlos gewesen. Ein Blick in die Runde, dann schlich er die Treppe hinauf, jedes Geräusch vermeidend. Noch einmal blieb

er stehen und horchte. Kein Zweifel, dort oben stöhnte ein Verwundeter. Vielleicht lagen dort aber auch kampffähige Russen.

Sturm nahm die letzten sechs Stufen und stand im Speicherraum. Die Maschinenpistole glitt ihm aus der Hand. Sekundenlang war er unfähig, auch nur einen Schritt zu tun.

Was er da sah, war zu entsetzlich. An einem Dachbalken war ein nackter Mann angebunden. Er war furchtbar zugerichtet. Um den Hals trug er ein Schild, auf dem eine ungelenke Hand in lateinischen Buchstaben die Worte gemalt hatte: So geht es allen Nazischweinen.

Sturm griff in seine Hosentasche und zog das Messer hervor. Lebte der Gefolterte noch? Er stöhnte nicht mehr. Die Augen waren geschossen, der Kopf hing nach vorn.

Mit raschen Schritten befreite Sturm den Unglücklichen, der kraftlos zusammenbrach.

Schnell riß er sein Sturmgepäck herunter und breitete Zeltbahn und Decke auf dem Boden des Speichers aus. Dann legte er den Bewußtlosen darauf und träufelte ihm aus der Feldflasche etwas Wasser auf die Lippen in den halbgeöffneten Mund.

Mehr konnte er im Moment für den Gequälten nicht tun. Auf der Treppe begegnete ihm einer seiner Männer, den er sofort nach dem Sanitäter schickte. Sturm war totenbleich, und der Grenadier starrte ihn fragend an.

»Mach schon!« drängte der Feldwebel. »Da droben...!« Mehr brachte er nicht heraus.

Die Gruppen des Zuges hatten inzwischen alle übrigen Häuser genommen und nach versteckten Gegnern durchsucht. Siebzehn Rotarmisten waren dabei gefangengenommen worden, unter ihnen zahlreiche Verwundete.

Sturm ließ die Russen alle zu dem Haus bringen, in dem er den Kameraden gefunden hatte. Im Keller dieses Gebäudes, der ebenfalls zu einem Bunker ausgebaut worden war, hatten

Krönningers Leute weitere sieben Rotarmisten entwaffnet.

Die Gefangenen kauerten jetzt am Boden.

»Aufstehen!« brüllte Sturm sie an.

»Los, Krönninger, schafft sie zu den anderen!« befahl er dann dem Gefreiten, der ihn mit offenem Mund anstarrte. So zornig hatte er seinen Zugführer noch nie gesehen.

Schwer atmend kam der Sanitäter angelaufen.

»Geh in den Speicher!« sagte Sturm zu ihm. »Und versuch, ob du noch etwas machen kannst. Los, hau schon ab!« Und dann zu Krönninger: »Wir haben jetzt 21 Gefangene beisammen. Du stellst von deiner Gruppe zwei Mann. Dietrich, du auch und der Müller ebenfalls. Dietrich, du bleibst da und bist für die Gefangenen verantwortlich.«

»Jawohl, Herr Feldwebel!« entgegnete der Obergefreite.

Sturm wandte sich jetzt an die beiden anderen Gruppenführer. »Krönninger, du gehst mit deinem Maschinengewehr in die eroberte Feldstellung ganz rechts und paßt auf, daß uns der Russe nicht in die Flanke kommt. Ich glaube zwar nicht, daß er etwas Derartiges vorhat, wir müssen uns aber trotzdem vorsehen. Du behältst den Schmidt und den Kalisch bei dir. Das wird reichen. Naser, Ehmer und Dittmann nehme ich. – Müller, auch du kommst mit deiner Gruppe mit mir. Wir wollen sehen, ob wir die Straßenzeile nicht von der Flanke her aufrollen können. Also, vorwärts! Mir nach in Reihen! Abstand halten!«

Vor einem Haus lehnte Sturm sich an die Mauer. Dann zog er die Leuchtpistole aus der Tasche und gab einen Signalschuß ab, um den Standort seines Zuges anzuzeigen.

Nach kurzem Überlegen sagte er:

»Müller, du gibst mir Feuerschutz. Ich werde versuchen, die fünfzig Meter bis zum nächsten Haus in einem Sprung zurückzulegen. Knall mich aber nicht ab!«

Er versuchte zu lächeln, es wurde aber lediglich ein verzerrtes Grinsen daraus. Noch einmal sah er sich kurz nach

Deckungsmöglichkeiten um und hastete dann davon.

Das Maschinengewehr des zweiten Zuges beschöß zu diesem Zeitpunkt die Schießscharte des Hauses, das Sturm von der Flanke her angehen wollte.

Als der Feldwebel etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, warf er sich zu Boden. In einer Mulde hatte er ziemlich gute Deckung gefunden. Der Atem jagte in seiner Brust. Hastig zog er ein Tuch aus der Tasche, dessen Farbe nicht mehr festzustellen war, und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Anschließend gab er seinem Gruppenführer wieder ein Zeichen.

Sekunden später rannte er weiter und erreichte sein Ziel. Von dort winkte er den Männern vom anderen Zug. Kurz darauf schwieg das Maschinengewehr.

Vorsichtig pirschte Sturm sich an die Schießscharte heran und gab dann der Gruppe Müller ein Zeichen, nachzukommen. Auch die Grenadiere konnten die freie Fläche ohne Zwischenfälle überwinden.

Der Feldwebel hatte sich zuvor zwei Handgranaten geben lassen. Eine davon machte er jetzt scharf und schob sie in die Schießscharte. Die Bunkerbesatzung hatte ihn bis jetzt offenbar noch nicht bemerkt.

Schrille Schreie drangen jetzt aus der Feindstellung heraus, und unmittelbar danach krachte die Handgranatenexplosion.

Die Wirkung mußte furchtbar gewesen sein.

Das nächste Haus war kaum 20 Meter entfernt.

»Müller, diesmal machst du es«, sagte Sturm. »Sei aber nicht leichtsinnig. – Ich schieße noch eine Leuchtkugel. Vorsichtig, denn da scheinen allerhand Russen drin zu sein. Wirf die Handgranate ja nicht zu früh, damit sie das Ding nicht wieder rausschmeißen. Dann bist du nämlich der Dumme. Kannst du das schaffen?«

»Aber klar, Herr Feldwebel.«

Sturm bemerkte, wie die Mundwinkel des Gefreiten zuckten.

Er schob nun die MPI in Anschlag und sicherte seinen Gruppenführer, der das Haus ungeschoren erreichte.

Es gelang ihm, das feindliche Maschinengewehr durch eine Handgranate auszuschalten. Auch die anderen MG-Stellungen wurden nacheinander außer Gefecht gesetzt.

Der zweite Zug war inzwischen ebenfalls an die Häuser herangekommen. Dankbar schlug Feldwebel Fischer seinem Kameraden Sturm auf die Schulter. Auch Leutnant Gehring tauchte auf.

»War gut, Soldätle. Hab' eine Stinkwut gehabt vorhin, als du die grüne Kugel hochgejagt hast und die Ari zu schießen aufhörte. Aber es war wohl notwendig gewesen.« Er schnaufte. »Das mit den Panzern habt ihr prima gemacht. Geh jetzt zu deinem Haufen, ich komme nachher zu euch!«

Dieser Angriff hatte die Kompanie sechs Tote und zehn Verwundete gekostet. Ob alle Verwundeten ausfallen würden, ließ sich nicht mit Sicherheit sagen. Nur wenn es gar nicht anders ging, schickten die Ärzte die Männer zurück. Der Gefreite Kalisch zum Beispiel hatte immer noch einen verbundenen Arm. Auch Sturm konnte den rechten Arm nur unter Schmerzen bewegen. Der Verband, den er um das Schultergelenk trug, verrutschte oft, und die Uniform scheuerte an der Wunde.

Jetzt konnte sich Sturm auch wieder um den Mann kümmern, den er auf dem Speicher gefunden hatte. Er betrat des betreffende Haus.

Der Sanitäter nickte vor sich hin, als er den Zugführer neben sich auftauchen sah. Diese Geste konnte nur bedeuten, daß der Unglückliche noch gerettet werden konnte.

Langsam ging Feldwebel Sturm auf den Kameraden zu und beugte sich zu ihm nieder. Soeben stieg auch der herbeigeholte Oberarzt die Treppe empor. Erschüttert betrachtete er die gräßlichen Wundmale.

»Das ist unfäßbar!« murmelte er, während er sich um den

Verletzten zu bemühen begann.

Endlich kam der Mann wieder zu sich. Er erkannte, daß er sich nicht mehr in der Hand seiner Peiniger befand, und ein mattes Lächeln huschte über sein Gesicht. Er versuchte zu sprechen. Stockend stieß er die Worte hervor:

»Flieger... abgeschossen ...!« Sturm konnte sich jetzt erinnern.

Vorgestern hatte ein Aufklärer, ein »Storch«, die Stellung überflogen und war im Hinterland verschwunden. Was der Flieger erlebt hatte, konnte er nur unzusammenhängend schildern. Aber die Tatsachen sprachen ohnehin eine deutliche und sichtbare Sprache.

Bei seinem Rückflug war er nahe der Front, wahrscheinlich von Infanteristen, abgeschossen worden. Er sprang mit dem Fallschirm ab, erreichte aber nicht mehr die deutsche Linie, obwohl der Wind günstig war. Danach geriet er in Gefangenschaft.

Die Rotarmisten hatten von ihm Einzelheiten über die Bewegungen der Deutschen wissen wollen, aber der Flieger hatte die Auskünfte verweigert. Das Ergebnis dieser Haltung bedurfte keiner weiteren Kommentare.

Auch Leutnant Gehring polterte die Treppe empor und blieb mit offenem Mund vor dem Flieger stehen. Er konnte lange kein Wort sagen, so sehr hatte ihn der Anblick des Mannes entsetzt.

»Verbinden Sie ihn unten, Doktor«, sagte er. »Wir wollen ihn mal den Gefangenen zeigen.«

Zwei Sanitäter betteten den Flieger auf eine Trage und trugen ihn langsam und vorsichtig die Treppe hinunter.

An der Tür, hinter der sich die gefangenen Rotarmisten befanden, hielt der traurige Zug an. Auch der Oberarzt trat hinzu.

Feldwebel Sturm schickte nach Kalisch, der Serbisch und etwas Russisch sprach.

Als dieser da war, traten die Sanitäter mit dem Flieger in den Raum und stellten die Trage auf den Boden.

»Kalisch«, sagte Sturm, »sag den Russen, was ihre Landsleute mit diesem Mann angerichtet haben. Du siehst es ja selber.«

»Jawohl, Feldwebel, ich werde es versuchen.« Auch Kalisch war erschüttert. Mit zitternder Stimme erklärte er den Gefangenen den grausamen Vorgang.

Die Russen verstanden ihn und ließen die Köpfe hängen. Alle zitterten vor Angst.

Plötzlich sprang einer vor ihnen auf und zeigte gestikulierend auf einen anderen Gefangenen.

Die Deutschen verstanden nichts außer dem Wort: »Kommissar«. Der Mann, der gemeint war, trug aber keinerlei Dienstgradabzeichen.

Jetzt sprachen alle Gefangenen wirr durcheinander und zeigten auf jenen, den sie für all dies verantwortlich machten. Sie hatten wohl Angst vor der Rache der Deutschen und wollten ihr Leben retten.

»Gefangene sagen, sie nichts machen. Hier Kommissar da Befehl geben und deutschen Soldat foltern«, erklärte Kalisch.

Leutnant Gehring ging auf den bezeichneten Rotarmisten zu, faßte ihn am Kragen und zog ihn hoch. Dann schleppte er ihn an die Bahre. Mit zusammengepreßten Lippen sah er den Russen an. Dann zeigte er auf den abgeschossenen Flieger.

Um die Mundwinkel des Russen zuckte es, aber sonst ließ er keine Gemütsbewegung erkennen.

Der Gemartete starrte den Russen an. Plötzlich stieß er einen schrillen Schrei aus und hob beide Arme vor das Gesicht. Er hatte seinen Peiniger erkannt.

Der Obergefreite Dietrich legte das MG auf den Russen an, doch der Kompanieführer stieß den Lauf der Waffe nach unten.

»Nicht so«, sagte Gehring. »Ich werde eine Meldung schreiben und Sie alle als Zeugen dafür angeben, was sich hier

zugetragen hat. Dann mag dem Russen der Prozeß gemacht werden. – Kalisch, sag den Gefangenen, daß ihnen nichts geschieht.«

Die Kompanie mußte weiter. Es war erst gegen Mittag, und der Angriff sollte fortgesetzt werden.

Die nächste Straßenzeile war nicht besetzt, und es ging verhältnismäßig schnell voran.

Hinter der eigenen Front war dumpfes Motorengeräusch zu hören.

Erwartungsvoll blickten die Landser in den Himmel. Stuka-Verbände überflogen die Front, und bald detonierten hinter der Stadt Bomben.

Immer neue Formationen flogen an. Aus der Ferne war das Sirenengeheul der sich auf die Ziele stürzenden Sturzkampfbomber zu vernehmen. Blitze züngelten, und die Erde vibrierte. Deutsche Jagdflugzeuge brausten im Tiefflug über die Stellung und feuerten aus ihren Bordwaffen.

Während die russische Artillerie schwieg, feuerten nun deutsche Geschütze. Ein Aufklärer kreiste unaufhörlich in der Nähe der Fronten. Wahrscheinlich leitete er das Feuer der deutschen Haubitzen.

Am Vorabend hatte der deutsche Rundfunk die Sondermeldung verbreitet, daß Rostow gefallen sei. Nun, so weit war es noch lange nicht. Die 73. Division kämpfte noch immer in den Randgebieten, und nach dem Feuer zu schließen, waren die Truppen, die den Stadtkern anzugreifen hatten, noch nicht am Ziel. Dort waren Panzer und SS-Einheiten eingesetzt.

Doch dann zog sich der Feind vor der Gewalt der schweren Waffen hinter den Don zurück und bewahrte damit die Stadt Rostow vor der völligen Vernichtung.

Die Kompanie Gehring hatte nur noch schwachen Widerstand versprengter feindlicher Truppen zu brechen. Nach weiteren drei Tagen war Rostow fest in deutscher Hand.

Die Division ging nun gegen den Don vor. Dort hatte sich der Feind verschanzt. War dieses Hindernis überwunden, dann war der Weg nach Süden – in den Kaukasus – frei.

Etwa drei Kilometer südlich von Rostow lag die Kompanie in Bereitstellung. Nachersatz kam nach vorn. Die Grenadiere brachten Uniform und Waffen in Ordnung, schliefen sich aus und erholten sich von den schweren Strapazen der zurückliegenden Kampftage.

Auch Feldwebel Sturm lag in der Sonne und gab sich seinen Gedanken hin, aus denen ihn Freudenrufe und lautes Gelächter herausrissen.

Er erhob sich und ging auf die schreienden Männer zu. Der Schütze Dittmann hatte ein Kalb »organisiert«.

Ohne Wissen des Zugführers waren er, der Gefreite Ehmer und der Schütze Naser in der Nacht von der Truppe weggegangen. Nur ihr Gruppenführer, der Gefreite Krönninger, hatte Bescheid gewußt.

Die drei Soldaten hatten herausbekommen, daß die Flak am Rande einer nahen Ortschaft ein Kalb bewachte. Ein Posten patrouillierte vor einer alten Holzhütte. Dahinter begann ein Waldstück, und in der Hütte war das Kalb.

Dittmann erzählte: »Wir haben das durch Zufall erfahren. Mensch, hab' ich mir gedacht, was für die Schlipssoldaten gut ist, könnte auch einem Sandhüpfer nicht schaden. Also, wir beschlossen, das Kalb aus seiner Gefangenschaft zu befreien und der Infanterie zu unter stellen. Aber wie konnten wir an das Kalb heran? Wir drei, der Ehmer, der Naser und ich, haben beratschlagt. Der Ehmer hatte noch etwas Schnaps. Wir gingen also zu dritt zu der Scheune. Der Ehmer spielte den Besoffenen und torkelte am Posten vorbei. Wir beide kamen von der anderen Seite. Der Posten hat den Ehmer angehalten, und der hat ihm dann auch von dem Fusel abgegeben. Währenddessen haben Naser und ich drei Bretter aus der Wand gebrochen und dann das Kalb herausgeholt. Dann haben wir einen großen

Bogen machen müssen. Sechs Stunden sind wir schon unterwegs, weil das Vieh einfach immer wieder stehenblieb und fressen mußte. Wir sind in den Wald, damit man uns nicht sehen konnte. Jetzt sind wir wieder da, zu viert: der Ehmer, der Naser, ich und das Kalb. Das gibt ein prima Mittagessen.«

Da schaltete sich der Kompanieführer ein, der inzwischen von der Viehtreiberei Wind bekommen hatte und hinzugekommen war.

»Es gibt auch noch etwas anderes, Soldätle, für jeden eine Woche Arrest, nämlich wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe. – Menschenkinder, ihr seid wohl toll geworden! Wenn hier inzwischen was los gewesen wäre, dann kämt ihr vor das Kriegsgericht. Wo habt ihr da wieder den Verstand gehabt? Ihr macht eurem Chef vielleicht Kummer.«

Gehring schüttelte den Kopf und entfernte sich. Daß der Leutnant grinste, konnten die nun doch ein bißchen Belemmerten nicht sehen. Er blieb noch einmal kurz stehen und drehte sich zu seinen Männern um.

»Soldätle, bringt das Rindvieh gleich zur Küche. Der Bretzler soll es sofort schlachten, sonst kommen uns die Kollegen von der anderen Fakultät noch auf die Spur. – Noch was: Vielleicht reserviert ihr eurem Chef die Nieren, die sind mein Lieblingsessen.«

Die Landser strahlten wieder, und der Schütze Dittmann versprach, die Nieren zu bringen.

Über die Bestrafung der drei »Organisierer« wurde nicht mehr gesprochen. Der Chef hatte es sicher »vergessen«, genauso wie Feldwebel Sturm einen Streich, den ihm die Landser in Melitopol gespielt hatten. Heute konnte er über die Mordswut lächeln, die er damals hatte.

Sturm war in Melitopol in einem vornehmen Haus einquartiert gewesen und hatte ein Zimmer im ersten Stock. Er hatte sich eine Gans organisiert, sie gerupft und während der Nacht am Fensterstock aufgehängt. Am anderen Morgen war

der Vogel verschwunden. Dafür hing ein Zettel am Fensterkreuz:

»Vom Feindflug nicht zurückgekehrt!«

Die Tage der Ruhe vergingen schnell, und die Kompanie stand bald wieder bereit, um den Übergang über den Don zu erzwingen. Es war noch dunkel, kurz nach Mitternacht. Auf beiden Seiten herrschte Ruhe. Die Männer hörten das Murmeln der Wellen. Manchmal sprang ein Fisch in die Höhe und landete wieder platschend in seinem Element.

Die Soldaten standen in Gruppen beisammen, gedeckt durch Sträucher, die sich am Donufer hinzogen.

Um 5 Uhr sollte der Übergang erkämpft werden.

Feldwebel Sturm war diesmal reichlich nervös, und die Grenadiere spürten das anscheinend. Er kam von der Vorstellung nicht los, daß es auch ihn einmal erwischen werde. Bisher hatte er zwar Glück gehabt; das besagte aber nicht, daß dies immer so bleiben mußte. Er wehrte sich immer wieder gegen die Gedanken, die ihn nicht loslassen wollten.

Manchmal blickte er über den Fluß, als er auf dem Weg zum Kompanieführer war. Er erinnerte sich an den Dnjepr-Übergang. Diesmal würde es sicher nicht leichter werden. Die stürmenden Soldaten würden von Hunderten von feindlichen Schützen aufs Korn genommen werden, und viele würden fallen. Vielleicht auch er selber?

»Feldwebel Sturm zur Stelle«, meldete er sich einige Zeit später bei Leutnant Gehring.

»Meine Herren«, sagte der Chef zu den drei Zugführern. »Unser Bataillon setzt als erstes über den Fluß. Links von uns ist das zweite Bataillon. Das dritte bleibt in Reserve. Ich kann Ihnen keinen Rat geben, weil ich nicht weiß, was der Feind tun wird. Ich kann Ihnen und unseren Männern nur Glück wünschen. Hoffen wir, daß wir uns alle am anderen Ufer wieder gesund treffen. Noch irgendeine Frage? – Nein? Na,

dann wollen wir ein Glas darauf trinken, daß alles gutgeht.«

Ein Glas voll Mirabellenschnaps ging reihum, und jeder nahm einen kleinen Schluck.

Diese Stärkung hatte Feldwebel Sturm wieder etwas ins Gleichgewicht gebracht. Bedeutend zuversichtlicher ging er zu seinen Männern zurück.

Es wurde 4 Uhr, und die deutsche Artillerie begann zu feuern. Sturmboote standen bereit. Sie mußten nur noch aus der Deckung gezogen und dann ins Wasser geschoben werden.

Am nördlichen Himmel zuckten die Abschußblitze der Feldhaubitzen. Heulend überflogen die Granaten die deutsche Stellung und detonierten am anderen Uferstrand. Obwohl die Einschläge gut 500 Meter von den Männern entfernt lagen, dröhnten und schmerzten ihnen die Ohren.

Einschlag auf Einschlag erfolgte, und es schien, als läge jeder Quadratmeter Boden am anderen Flußufer unter Beschuß.

Die gegenüberliegende Uferpartie war nur schemenhaft zu erkennen. Die Landser starrten mit großen Augen auf die Feuerwalze und beobachteten, wie Sträucher und Baumäste durch die Luft geschleudert wurden. In die Todesmusik der Artillerie mischte sich jetzt auch das platschende Explosionsgeräusch der schweren Granatwerfer.

Vereinzelt zunächst, dann immer zahlreicher, orgelten nun auch russische Granaten auf die Nordseite des Flusses, und die Grenadiere gingen in Deckung.

4.15 Uhr!

Die eigene Artillerie legte eine Pause ein, und sofort wurde auch das Feindfeuer schwächer.

Feldwebel Sturm nutzte diese Situation und verteilte die Männer auf die einzelnen Boote. In jedes Boot kam eine Gruppe. Sturm selbst schloß sich Krönninger und seinen Männern an. Auch die beiden Melder sollten dort noch Platz finden.

4.30 Uhr!

Feuerüberfall der deutschen Artillerie. In einer Linie detonierten die Granaten am anderen Ufer. Eine undurchdringliche Wand aus Pulverdampf und Staub hüllte die russische Front ein.

Der Feind blieb die Antwort aber nicht schuldig. Granate um Granate jagte er aus den Rohren, und unzählige Splitter zwitscherten durch die Luft.

Lähmender Schreck erfaßte Feldwebel Sturm, als er einen heftigen Schlag auf den Rücken spürte. War er verwundet, hatte er einen Splitter abbekommen? Würde es ihm gleich warm über den Rücken laufen? Er tastete mit der Hand nach hinten. Es war nichts. Er bewegte sich, spürte aber keinen Schmerz. Und dann wußte er es. Ein Erdklumpen war ihm auf den Rücken geschleudert worden.

Er atmete tief ein und kämpfte den Schreck nieder, der immer noch in ihm hockte. Dann sah er wieder auf die Uhr.

Noch fünf Minuten bis zum Angriff!

Ein schneller Blick zu den Gruppenführern, ein Atemholen noch und dann der Befehl:

»Die Gruppe an die Boote!«

Von der Gruppe Dietrich wurde etwas herübergerufen, was Sturm im Lärm des feindlichen Artilleriefeuers nicht verstand. Doch dann begriff er.

Das Boot der Gruppe hatte einen Treffer erhalten und war unbrauchbar geworden. Verdammt, was sollte er jetzt machen?

»Keller, zu mir!« rief er, und gleich darauf lag der Melder neben ihm.

»Sieh zu, Keller, wie du zu Leutnant Gehring kommst. Das Boot von der Gruppe Dietrich fällt aus. Ich kann die Gruppe nicht in den beiden anderen Booten unterbringen. – Hast du verstanden?«

»Jawohl, Herr Feldwebel. Boot von Gruppe Dietrich nicht einsatzbereit. Treffer! Unterbringen in anderem Boot unmöglich.«

»Gut! – Laß dich nicht erwischen, sei vorsichtig! Warte eine Feuerpause ab.«

Die Pioniere hatten inzwischen selbständig gehandelt und Schlauchboote herbeigeschafft, von denen zwei die Gruppe Dietrich aufnehmen sollten.

Noch eine Minute!

»Fertigmachen!« rief Sturm und zerrte den Kinnriemen des Stahlhelms nach unten. Er war am ganzen Körper in Schweiß gebadet, und er wußte, daß das nicht nur auf die Hitze zurückzuführen war.

Die Grenadiere warteten bereits sprungbereit, in der einen Hand den Karabiner, in der anderen die Tragschlaufen der Boote. Ihr Blick war auf das andere Ufer gerichtet. Kein Wort fiel. Ihr Atem ging schnell, und die Pulse hämmerten. Die Gesichter waren mit Schmutz bedeckt, der die fahle Blässe verbarg.

Noch ein Griff an die Handgranaten, die im Koppel steckten, noch einmal den Stahlhelm zurechtgerückt. Jede Sekunde mußte der Angriffsbefehl erteilt werden.

Die eigene Artillerie trommelte immer noch auf die Feindstellung. Wenn nur Stukas kommen würden! dachte Sturm. Dann wäre alles nur halb so schlimm. Wenn diese Riesenvögel durch die Luft dröhnten, dann hätten die Russen keine Gelegenheit, das Abwehrfeuer zu eröffnen.

Aber es kamen keine Sturzkampfbomber...

5 Uhr.

Ein langer Pfiff schrillte über das Ufer, und die Grenadiere hasteten aus ihren Deckungen hervor. Sie schleppten die Sturmboote zum Fluß, schoben sie auf das Wasser und sprangen hinein. Manche Männer waren schon jetzt bis zur Brust durchnäßt.

Der starke Außenbordmotor heulte auf. Die Schützen lagen auf dem Boden der Boote, den Karabiner im Anschlag, den MG-Lauf am Bug über die Bordwand gereckt.

Bisher hatte die russische Infanterie noch nicht in den Kampf eingegriffen. Nun jedoch ratterten die sowjetischen Maschinengewehre, Karabinerschüsse peitschten, Geschosse zirpten über die Boote hinweg, Granatwerfer ploppten, und meterhohe Wasserfontänen wurden emporgeschleudert.

Eisern hielt der Sturmpionier das Steuer in der Hand, als gäbe es kein Feindfeuer. In halb gebückter Haltung stand er am Ende des Bootes, den Blick auf das feindliche Ufer gerichtet – eine menschliche Zielscheibe. Das Maschinengewehr der Gruppe Krönninger jagte lange Feuerstöße über den Fluß. Jetzt war nicht an Laufwechsel zu denken. Es war zu eng im Boot und jede Sekunde kostbar. Die eigene Artillerie feuerte auch noch. Jaulend hagelten die Granaten auf den Gegner zu und zwangen ihn in Deckung.

Feldwebel Sturm orientierte sich kurz. Die Schlauchboote hingen noch zurück, aber der Gefreite Müller hatte mit seinem Sturmboot bereits die Mitte des Flusses erreicht.

Da! Was war bei Dietrichs Gruppe los? Fünf Grenadiere hingen im Wasser und hielten sich an den Tragseilen fest, alle auf einer Seite. Das Schlauchboot trieb währenddessen stromabwärts. Vom Außenbordmotor war nichts mehr zu sehen.

Weder Sturm noch sonst jemand konnte den Männern, die mit einer Hand wild um sich schlugen, mit der anderen sich an die Halteseile klammerten, in dieser Situation helfen. Vor ihm war der Feind, und er mußte zusehen, daß sein Fahrzeug das Ufer erreichte. Er konnte nur hoffen, daß ein Reserveboot den Kameraden zu Hilfe kam.

Drüben hämmerten die russischen Maschinengewehre pausenlos. Wasser spritzte, wenn die Garben einschlugen.

Plötzlich ein Schrei! Der Schütze Dittmann hatte ihn ausgestoßen.

»Mich hat's erwischt!« keuchte er. Doch keiner im Boot kümmerte sich um ihn. Kaum hundert Meter waren sie vom

Feindufer entfernt, und ihre Augen sahen nur das Ziel. Vielleicht hatten sie Dittmanns Schrei gar nicht gehört.

Sturm, der ganz vorn beim Maschinengewehr kauerte, wagte einen Blick zurück. Dittmann quoll Blut aus einem Riß unterm Jochbein.

»Nicht schlimm, Dittmann, nur ein Streifschuß«, schrie er in den Höllenlärm und sah dann wieder zum südlichen Donufer hinüber.

Die eigene Artillerie mußte bald schweigen, denn in wenigen Sekunden würde das Sturmboot die Feindseite erreicht haben.

Eine rote Leuchtkugel zischte hoch, sie war für die Artillerie bestimmt: Feuer vorverlegen.

Noch eine Salve rauschte über den Fluß und schleuderte einen Baum durch die Luft. Dann stellten die Haubitzen das Feuer ein.

Noch immer aber schossen die Russen, und es hatte den Anschein, als sollte es wieder einmal zu einem Nahkampf kommen. Der Feind wich nicht, obwohl die eigene Artillerie, die schweren Granatwerfer und die Maschinengewehre bestimmt eine verheerende Wirkung erzielt haben mußten.

»Fertigmachen zum Einbruch!« brüllte Sturm, und seine Stimme klang wie ein schriller Trompetenton.

Noch einen Blick nach links und rechts. Die anderen Boote waren jetzt auch schon in der Nähe des Ufers.

Der Pionier hatte den Motor bereits abgestellt und ließ das Sturmboot gerade ausgleiten, als es von einem dumpfen Schlag erschüttert wurde und sofort nach hinten sackte. Der Pionier warf die Arme hoch, stieß einen Schrei aus und stürzte ins Wasser.

»Raus aus dem Boot!« schrie Sturm.

Die Männer platschten ins Wasser, das ihnen noch bis zur Brust reichte. Das Ufer war steil, und daher befand sich die ganze Gruppe in einem toten Winkel. Eine Handgranate oder ein Werfergeschoß mußte in den letzten Sekunden des

Angriffes hinter dem Steuermann detoniert sein, aber keiner wußte das genau. Den Bug steil nach oben gerichtet, trieb das Boot jetzt langsam flußabwärts.

Die Soldaten kämpften sich mit dem Feldwebel bis ans Ufer heran, die Karabiner und Maschinengewehre über die Köpfe haltend. Waren aber die Handgranaten noch intakt? Würde die Munition noch brauchbar sein?

Sturm rannte als erster an die Böschung heran, die anderen dicht hinter ihm.

Der Russe konnte sie in diesem Zeitpunkt nicht sehen, denn die ausgespülte Böschung war viele Meter hoch. Auch die Deutschen hatten keine Ahnung, wo sich die Stellungen des Gegners befanden, ob nur wenige Meter von ihnen entfernt oder weiter rückwärts. Auf ein Winkzeichen Sturms kam der Gefreite Ehmer heran. »Ehmer, paß auf! Ich muß wissen, wo der Russe sitzt. Du gehst jetzt etwa 30 Meter nach links. Dann hebst du den Stahlhelm leicht über die Deckung, so daß ihn der Iwan sieht. – Ich krieche in der Zwischenzeit hoch. Wenn ich dir ein Zeichen gebe, dann zeigst du ihnen den Helm. Aber nicht mit der Hand, stülpe ihn über den Gewehrlauf.«

Der Gefreite drückte sich an die Böschung und schob sich bis zur verabredeten Stelle vor. Dann sah er zu Sturm herüber. Der nickte und hob die Hand.

Kaum hatte der Gefreite den Stahlhelm über die Böschung gehoben, als auch schon ein Maschinengewehr zu hämmern begann. Ein schriller, heller Knall zeigte, daß der Stahlhelm getroffen worden war. Das MG schoß immer noch.

Sturm hatte inzwischen den Helm ebenfalls abgenommen und sich Gras auf den Kopf gestreut. Vorsichtig schob er sich jetzt in die Höhe.

Was er wissen wollte, hatte er nun schnell gesehen. Die feindliche Front verlief kaum zehn Meter von der Uferböschung entfernt. Sie schien ziemlich stark besetzt zu sein.

Zwischen der Gruppe Krönninger und der Gruppe Müller klaffte eine breite Lücke. Die Gruppe Dietrich war ausgefallen. Vielleicht ließ sich der Russe täuschen, vielleicht ging das Manöver aber auch ins Auge.

Dittmanns Gesicht war zwar blutverschmiert, er sagte aber, daß ihn die Verwundung nicht besonders hindere. Sturm nickte und lauschte.

Die Russen warfen jetzt Handgranaten an die Stelle, an der vorhin der Stahlhelm aufgetaucht war. Sie detonierten jedoch alle mindestens fünfzehn Meter hinter der Böschung und bedeuteten somit keine Gefahr. Soweit man sehen konnte, hatten die anderen Kameraden das Südufer des Flusses mittlerweile erreicht und preßten sich an die Böschung. Die Deckung war gut. Gegen Infanteriegeschosse waren die Männer vollkommen sicher, und die Handgranaten flogen über sie hinweg. Wenn die hohe Böschung auch ein Hindernis darstellte, so bot sie andererseits einen guten Schutz.

Sturm sagte jetzt:

»Ehmer, Naser und Dittmann, ihr nehmt soviel Handgranaten, wie ihr schleppen könnt. Dann geht ihr dahin, wo der Ehmer vorhin den Stahlhelm hochgehoben hat. Von dort aus werft ihr sie so schnell wie möglich. Die Russenstellung ist kaum zehn Meter von der Böschung. Die anderen machen sich fertig zum Einbruch. Schiebt euch ganz hoch an die Deckung heran.«

Die Männer glitten davon. Schon Minuten später war es soweit.

Handgranaten wirbelten durch die Luft, und während der Detonationen wagten die Grenadiere einen kurzen Blick über die Deckung.

Die Russen ließen sofort ihre Maschinengewehre rattern. Sie schossen ausschließlich in die Richtung, aus der die Handgranaten angeflogen kamen. Gerade das aber hatte Sturm erreichen wollen. Sekunden vergingen, dann gellte seine

Stimme über die Männer hinweg :

»Auf – marsch! Vorwärts!«

Neben ihm stürmten sie nach vorn. Ehe das russische Maschinengewehr noch geschwenkt werden konnte, detonierten mehrere Handgranaten im Graben. Die Rotarmisten am MG waren so überrascht, daß sie kaum noch einen Schuß abgaben.

Hinter dem Feldwebel kamen die drei anderen angestürmt. Dittmann hatte den leichten Granatwerfer dabei, und was Sturm jetzt sah, versetzte sogar ihn in Erstaunen.

Der Schütze Dittmann setzte den Granatwerfer an die Brust, stemmte sich fest dagegen und schoß aus zehn Meter Entfernung in die feindliche Stellung. Er machte das nur einmal, denn der Schlag, den er erhielt, warf ihn fast um. Er hatte das zweite Maschinengewehr aber bereits außer Gefecht gesetzt. Aus der Hüfte schießend sprangen die Männer in den Graben. Das deutsche MG ratterte.

Auch links und rechts der Gruppe Krönninger griffen sie an. Alles war in Bewegung geraten. Der Feind verteidigte sich aber immer noch. Ein erbitterter Nahkampf begann, und es verging noch geraume Zeit, bis der Kampfärm endlich nachließ.

Krönninger sprang den feindlichen Graben entlang, Garbe um Garbe vor sich herfeuernd. Sturm ging währenddessen in der anderen Richtung vor und stieß bald auf eigene Kameraden. Feldwebel Fischer hatte die Feindstellung ebenfalls erstürmt und rollte nun den Graben nach beiden Richtungen hin auf. Auf einem Abschnitt von mindestens 200 Metern hatten die Deutschen die Stellung fest im Besitz.

Nur zwischen den Gruppen Krönninger und Müller hatte sich der Gegner noch festgesetzt und riegelte den Graben nach beiden Seiten ab. Es fehlte eben die Gruppe Dietrich, die in diesem Abschnitt eingesetzt werden sollte.

Krönninger warf seine letzte Handgranate und ließ immer wieder Feuerstöße aus seinem Maschinengewehr im Graben

entlangpeitschen. Der Raum, in dem sich die Verteidiger noch halten konnten, war ziemlich knapp. Von der anderen Seite her drang jetzt ein Teil der Gruppe Müller hervor.

Plötzlich hörte der Gefreite Krönninger Hurrageschrei, das von vorn kam. Handgranaten flogen in die vom Feind besetzte Stellung. MG-Garben hämmerten.

Die Rotarmisten waren überrascht worden und stellten für Augenblicke das Feuer ein. Sie mußten sich nun nach drei Seiten verteidigen, nämlich nach links, wo die Gruppe Müller vordrang, nach rechts, wo Krönninger mit einigen Männern den Graben aufzurollen versuchte, und jetzt auch nach vorn.

Die Männer wagten einen kurzen Blick über die Deckung und erkannten dabei den heranstürmenden Obergefreiten Dietrich, dem drei oder vier Mann folgten. Kurz darauf waren sie schon im Graben.

Dieser Situation waren die Rotarmisten nicht mehr gewachsen und hoben nacheinander die Arme. Einer hatte damit angefangen, und die anderen taten es ihm nach.

Sturm hatte mit seinen Männern die gegnerische Stellung genommen. Während es rechts vom Zug, wo Feldweibel Fischer angegriffen hatte, ruhig war, leisteten die Russen auf der linken Seite weiterhin Widerstand.

Der Feldweibel rannte im Graben entlang. Hinter ihm folgten der Gefreite Krönninger und der andere Gruppenführer, der Gefreite Müller.

Der dritte Gruppenführer, der Obergefreite Dietrich, lehnte erschöpft im Graben und verband seine stark blutende Hand.

Immer wieder sprangen Sturm und die beiden anderen über Gefallene, die noch so dalagen, wie die tödliche Kugel sie getroffen hatte.

Als sie den Kampfabschnitt erreichten, und mithelfen wollten, den Graben weiter aufzurollen, war auch dort bereits alles zu Ende.

Leutnant Gehring kam ihnen entgegen. Er versuchte zu

lächeln, brachte es aber nicht so richtig fertig. Auch ihn hatte der Kampf schwer mitgenommen.

Feldweibel Greiner, der den dritten Zug führte, hinkte. Er stützte sich mit beiden Ellenbogen auf den Grabenrand. Ein Russe hatte ihm ein Seitengewehr in den Oberschenkel gerammt.

Die Maschinengewehre gingen sofort in Stellung und beschossen die wenigen Rotarmisten, die noch zu entkommen suchten.

Es war inzwischen acht Uhr geworden, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, eine verschwenderische Lichtfülle über die von Granaten zerfetzte Erde breitend.

Hoffentlich begann der Russe jetzt nicht mit einem Trommelfeuer. Das war im Moment die größte Sorge der Männer in den nassen, dreckverschmierten Uniformen. Der Feind kannte die Lage der Stellung schließlich genau, und seine Granaten mußten daher gut im Ziel liegen.

Von dieser Sorge wurden die Grenadiere jedoch bald befreit. Ihre oftmaligen Retter erschienen: die Stukas!

Ziemlich niedrig überflogen sie den Don und nahmen Kurs nach Süden. Dann sahen die Infanteristen sie auf ihre Ziele herabstoßen. Blitze zeigten die Einschläge der Bomben an, dumpf rollte der Donner der Detonationen.

Die feindliche Artillerie schoß in diesem Abschnitt nicht mehr. Die Stukas hatten wieder einmal ihre schreckliche Wirkung erzielt. Als sie im Tiefflug über den Strom hinwegbrausten, winkten die Landser dankbar zu den Besatzungen hinauf.

Die Zugführer stellten nun die Verluste fest. Bei der Gruppe Krönninger war der Schütze Schöbe gefallen. Er lag im Graben, die Brust von einer ganzen Serie von Kugeln zerfetzt.

Der Schütze Dittmann hatte bei der Überfahrt einen Streifschuß im Gesicht erhalten.

Der Gefreite Kalisch taumelte und war kreidebleich. Er hatte

einen Kolbenschlag auf den Stahlhelm abbekommen.

Man merkte es den Männern an, wie froh sie waren, den Angriff überstanden zu haben.

Von der Gruppe Dietrich fehlten vier Mann. Sie waren ertrunken. Die schwere Ausrüstung hatte sie in die Tiefe gezogen, obwohl der Gefreite Dengler und der Oberschütze Trabert gute Schwimmer waren. Die anderen vier waren bald von einem nachkommenden Sturmboot aufgefischt worden und hatten in den Kampf noch eingreifen können.

Die Gruppe Müller hatte einen Toten und zwei Verwundete zu beklagen. Dem Obergefreiten Dietrich hatte ein Russe mit dem Bajonett den Handrücken aufgerissen. Trotz dieser schmerzhaften Verletzung hatte der Gruppenführer durchgehalten. Er blieb auch weiterhin bei der Einheit.

Nach diesem harten Kampf saßen die Männer im Graben und rauchten Zigaretten. Leider waren nur noch wenige Glimmstengel brauchbar, denn die meisten waren aufgeweicht. Daher wanderte eine Zigarette manchmal durch drei oder gar vier Hände.

Nur die Maschinengewehrschützen sicherten im Augenblick, alles andere lag in Deckung und verschnaupte.

Am nördlichen Ufer kamen schwere Fahrzeuge angefahren, und die Pioniere, die vor einer halben Stunde noch die Soldaten über den Don gesetzt hatten, waren bereits mit dem Abladen von Baumaterial beschäftigt. Noch heute mußte eine Brücke fertig sein, die Lkw und Panzer tragen konnte.

Sturm stieg die Böschung zum Don hinab und wusch sich, und die anderen folgten seinem Beispiel. Stahlhelm, Uniformrock und Hemd ließen sie im Graben liegen. Anschließend kümmerte sich Sturm um die Verwundeten. Er brauchte nur zur Gruppe Müller zu gehen.

Im Graben lag der Schütze Meister, 22 Jahre alt. Er hatte bereits glasige Augen. Trotzdem versuchte er zu lächeln, als er den Zugführer sah. Sturm beugte sich zu dem Verwundeten

und strich ihm über das schweißnasse Haar.

Meister war von einem Seitengewehr durch die Brust gestochen worden. Wahrscheinlich war auch die Lunge durchbohrt, da ihm blutiger Schaum auf den Lippen stand. Der Schütze war einem Russen direkt in das entgegengehaltene Bajonett gesprungen, als er in den Graben eindringen wollte.

»Wird schon alles wieder gut werden, Meister«, sagte Sturm tröstend. »Der Arzt kommt bald. Du hast den Krieg überstanden, du kommst jetzt heim.«

Er verweilte noch einige Zeit bei dem jungen Soldaten, und er kam sich immer elender vor. Denn er wußte, daß er den Kameraden angelogen hatte und dieser die Heimat nie mehr sehen würde.

Noch einmal streichelte er dem Schwerverletzten über das Haar, dann klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: »Meister, mach's gut. Grüß die Heimat und denk manchmal an uns.«

Dann ging er weiter. Der Gefreite Bronmeisl, ein Wiener, lag mit zusammengepreßtem Mund im Graben und starrte zum Himmel hinauf. Aus nächster Nähe hatte er einen ganzen Feuerstoß in den Bauch bekommen. Auch da konnte wahrscheinlich kein Arzt mehr helfen.

Trotzdem versuchte Sturm, den Verwundeten zu trösten, so, wie er es auch bei Meister getan hatte. Der Gefreite drehte den Kopf langsam herum und sah Sturm mit großen Augen an. Dann preßte er die Worte hervor: »Machen S' Ihnen kane Müh', Feldweibel. – Mit mir geht's ab ... Ich weiß, was los ist.« Der Soldat versuchte zu lächeln. Doch dann preßte er die Hände wieder auf den Unterleib und zog die Knie an. In seinen Augen standen Tränen.

Auch Leutnant Gehring kam. Er nahm den Feldweibel beiseite und flüsterte:

»Hab zum Bataillon geschickt, wegen dem Arzt. Drei Offiziere sind ebenfalls schwer verwundet. Jede Kompanie will ihn haben. Ist ja ein Saustall, für ein ganzes Bataillon nur einen

einzigsten Arzt. Im Frieden reicht das, aber nicht im Einsatz. Mancher Verwundete könnte gerettet werden.«

Niedergeschlagen gingen Sturm und Gehring zu ihren Männern zurück. Der Tod hatte nur drohend seine Hand erhoben, als die Granate im Heck ihres Bootes einschlug. Diesmal hatten sie noch Glück gehabt. Würde es aber immer so bleiben?

Die Männer bemühten sich jetzt, soweit sie es vermochten, um die verwundeten Russen. Mit verängstigten Blicken verfolgten die Rotarmisten jede ihrer Bewegungen. Sie hatten mit dem sicheren Tod gerechnet, und jetzt halfen ihnen die Germanski sogar noch.

Auch hier gab es grauenhafte Verletzungen, und es war geradezu bewundernswert, mit welcher Beherrschung die verwundeten Sowjetsoldaten ihre Schmerzen ertrugen.

Sturm stand dabei und gab sich seinen Gedanken hin. Vor einer halben Stunde, dachte er, schlugen sie sich mit den Kolben tot, rammten sich gegenseitig die Bajonette in den Leib, und jetzt benahmen sie sich wie Freunde. Welch ein Wahnsinn!

Die trügerische Ruhe wurde jäh gestört. Feindliche Jagdflieger, »Ratas«, kamen angebraust und schossen mit ihren Bordwaffen in die Stellung. Sie machten aber den alten Fehler auch diesmal wieder. Sie flogen nicht die Stellung entlang, wie es die deutschen Messerschmitt-Jäger taten, sondern überquerten die Gräben. Immer wieder preschten sie heran, und ein Angriff folgte dem anderen.

Die Deutschen sahen die Piloten in ihren Maschinen sitzen, kaum 100 Meter hoch. Sie legten die Gewehre an und zielten nach oben. Der Gefreite Ehmer hatte das Zweibein des Maschinengewehres auf der Schulter, während Krönninger im Knien auf die feindlichen Jäger schoß. Dieses Feuer war den Fliegern offenbar unangenehm. Sie zogen ihre Maschinen höher und stießen dann über dem Fluß auf die Pioniere herab.

Endlich eröffnete auch eine Vierlings-Flak am Nordufer des Don das Feuer.

Aus einem der Jäger züngelte eine leichte Flamme. In Kürze entwickelte sich starker Rauch, und die »Rata« verlor schnell an Höhe. Plötzlich schlug eine Stichflamme aus dem Flugzeug, und mit der Luftschraube voraus raste der Sowjetjäger in die Fluten.

Die Landser schrien. Noch während sie das taten, tauchten Messerschmitt-Jäger auf, stürzten sich auf die »Ratas«. Durch Kurven, Hochziehen und Fallenlassen wollten die Russen die deutschen Jagdmaschinen abschütteln, aber es gelang ihnen nicht. Die Bordwaffen knatterten, und schon nach wenigen Sekunden war einer Sowjetmaschine das Leitwerk zerfetzt worden. Die »Rata« trudelte tiefer und schlug unweit der Stellung auf.

Eine gewaltige Explosion schleuderte Flugzeugtrümmer weit umher. Das Fahrgestell der »Rata« landete knapp hinter der Stellung des Gefreiten Müller.

Eine Sowjetmaschine war so tief gegangen, daß man glaubte, sie würde die Bäume abrasieren.

Mit hoher Geschwindigkeit donnerte nun eine Me 109 über den Feind hinweg. Die »Rata« kam unmittelbar auf den Obergefreiten Dietrich zu. Man hätte die Maschine mit einem Stein treffen können, so niedrig flog sie. Die Landser warfen sich zu Boden und spürten den gewaltigen Luftdruck, der beim Vorbeizischen des Flugzeugs entstanden war.

Von irgendwoher prasselte der russischen Jagdmaschine Feuer entgegen. Sie bäumte sich auf, drehte eine halbe Rolle und bohrte sich dann mit dem Propeller voraus in die Erde. Ein turmhoher Flammpilz stieg auf, und eine Hitzewelle waberte über die Erde.

Immer wieder stürzten sich die Messerschmitt-Jäger auf ihre Gegner. Bis weit in das Hinterland hinein verfolgten sie die Sowjetmaschinen. Soweit es die Infanteristen sehen konnten,

schossen die Deutschen dabei vier »Ratas« ab.

Innerhalb kurzer Zeit war der Luftkampf beendet, und die deutschen Jäger dröhnten im Tiefflug über die Stellung und unzählige Feldgräue hinweg, die ihnen zuwinkten.

Das Regiment setzte den Vormarsch an diesem Tag nicht mehr fort, und die Infanteristen kamen in den Genuß einer wohlverdienten Ruhepause.

Die Verwundeten wurden über den Strom gesetzt. Der Schütze Meister lebte noch. Es glich einem Wunder. Sollten sich alle getäuscht haben? Hoffentlich! Für den Gefreiten Bronmeisl war dagegen jede Hilfe zu spät gekommen. Er war von seinen Qualen erlöst worden.

Der Oberarzt wollte auch den Gefreiten Kalisch zurückschicken, weil er glaubte, der Volksdeutsche habe eine Gehirnerschütterung. Kalisch wollte davon aber nichts wissen. »Nix schlimm, schon vergehen«, erklärte er in seinem holprigen Deutsch.

Sturm schrieb gerade einen Brief, als am Himmel Fluggeräusche zu hören waren. Manchmal jaulten Motoren auf und wurden gleich danach wieder gedrosselt.

Der Feldwebel suchte den Luftraum ab und erkannte, daß ein Feindjäger einen Fieseler »Storch« jagte.

Zunächst hatte er Sorge um den deutschen Flieger, dessen Maschine ja kaum bewaffnet war. Doch dann nötigte ihm die Kampfweise des Aufklärers ein Schmunzeln ab.

Es war, als hielte der Deutsche seinen Gegner zum Narren. Kam der Sowjetjäger auch nur annähernd in Schußposition, dann ließ der »Storch«-Pilot seine Maschine fallen und schien in der Luft stehenzubleiben. Der Jäger brauste dann jedesmal über ihn hinweg.

Hatte die »Rata« aber gewendet, um erneut anzugreifen, dann heulte der Motor der kleinen Maschine auf, der »Storch« beschrieb eine unwahrscheinlich enge Gegenkurve, die der

Russe niemals nachfliegen konnte.

Dieses Spiel wiederholte sich immer, bis die beiden Flieger in die Nähe der deutschen Stellung gekommen waren. Hier war der »Storch« endgültig gerettet, und die 2-cm-Flak jagte dem Feindjäger einige Geschosse in den Rumpf.

Die »Rata« verlor schnell an Höhe, und der Pilot verließ im letzten Augenblick die brennende Maschine. Wenig später schoß eine Stichflamme aus dem Motor, das Flugzeug kippte nach vorn und zerschellte auf den Fluten des Don.

Langsam schwebte der russische Flugzeugführer der Erde entgegen. Kam er noch vor dem Strom auf den Boden, oder trieb ihn der Wind ab, so daß er im Wasser landen würde?

Die Landser beobachteten den Kampf des Russen mit dem Fallschirm. Er riß daran, bewegte verzweifelt seinen Körper und wollte anscheinend unter keinen Umständen auf dem Wasser niedergehen.

Der Flieger hatte Glück. Kurz vor dem Ufer verfang sich der Fallschirm in einem Baum.

Der russische Jäger mußte verletzt sein, denn er rührte sich kaum. Fast reglos lag er am Boden.

Die Soldaten liefen zu ihm hin, durchschnitten die Schnüre des Fallschirms und warteten auf die Reaktion des Russen.

Der Pilot stöhnte leise und griff sich an sein rechtes Bein. Der Obergefreite Dietrich, dessen Gruppe der Absprungstelle am nächsten gewesen war, wollte ihn aufrichten. Der Flieger konnte aber nicht stehen.

Erst als noch ein weiterer Soldat die Bemühungen Dietrichs unterstützte und der Pilot die Arme um die Schultern der beiden Deutschen legen konnte, gelang es ihm, sich aufrecht zu halten.

Dietrich brachte den Gefangenen, dessen rechtes Bein gebrochen war, zum Kompanieführer. Dort setzten sie den Russen in den Graben.

Gehring reichte dem Flieger eine Zigarette, die dieser mit

einem schwachen Lächeln annahm.

»Holt den Kalisch«, befahl der Leutnant, »er soll übersetzen.«

Doch soweit kam es nicht. Der Russe begann zu reden:

»Wir brauchen keinen Dolmetscher. Ich spreche deutsch, wie Sie hören, Herr Leutnant. – Mein Name ist Oberleutnant Stelzow.«

Leutnant Gehring staunte.

»Nanu, wo haben Sie denn das so perfekt gelernt?«

»Meine Großeltern sind aus Schwaben ausgewandert, und daheim sprechen wir immer noch in Ihrer Muttersprache, Herr Leutnant. Mein Vater ist in der deutschen Armee ausgebildet worden. – Wir hießen früher Stelzer. Damit der Name russisch klingen sollte, haben wir die letzten Buchstaben verändert!«

»Dann sind Sie also praktisch Deutscher? Das erleichtert alles, und sicher werden Sie mir nun einige Fragen beantworten.«

Der Gefangene hob die Hand, als wollte er abwehren.

»Herr Leutnant, private jede, sehr gern. Sollten Sie aber etwas über die Bewegungen der Sowjettruppen wissen wollen, dann muß ich Sie leider enttäuschen. Sie werden von mir nichts erfahren. Ich bin Offizier der Sowjetarmee, Berufsoffizier. Beachten Sie bitte jede militärische Frage im voraus als nicht beantwortet.«

Gehring sah den Feindoffizier fest an.

»Herr Stelzow, ich glaube nicht, daß Sie richtig handeln. Viele russische Offiziere stehen auf deutscher Seite, sogar Generäle. Ist Ihnen General Wlassow bekannt?«

Der Gefangene grinste geringschätzig.

»Wlassow ist ein Verräter. Er ist ein politischer und soldatischer Pokerspieler. Ich glaube, er hat die verkehrten Trümpfe in der Hand. Ich bin kein Deserteur.«

Leutnant Gehring drang nicht weiter in den Russen ein, dessen Großeltern noch Deutsche gewesen waren. Welch ein

Drama! Er ließ den Gefangenen zum Bataillonsstab bringen. Ob er dort auch weiterhin standhaft bleiben würde?

Aufklärer hatten gemeldet, daß sich der Feind in der Ortschaft Bataisk festgesetzt habe. Daher war am anderen Morgen der Abmarsch fällig, um dem Gegner nicht allzuviel Zeit zu lassen, die Stellungen zu befestigen.

Schon im Morgengrauen traten die Einheiten an. Schweigend marschierten die Infanteristen über die Wiesen und Felder nach Süden.

Bataisk war nur einige Kilometer von Rostow entfernt. Kaum hatten die Deutschen also den schwierigen Donübergang geschafft, da stand ihnen schon wieder ein Angriff bevor.

Tags zuvor waren die Grenadiere froh gewesen, das Angriffsziel erreicht zu haben. Jetzt hatten sie etwas Abstand gewonnen, und nun erst spürten sie die Anstrengungen des gestrigen Tages.

Die Gesichter der Soldaten waren ausgemergelt, hatten alle Farbe verloren und wirkten aschgrau. Die Augen lagen in tiefen Höhlen, die Backenknochen standen hervor, und die Wangen waren eingefallen.

Mit hängenden Köpfen und nach vorn geneigt, schleiften die Männer die Füße durch das Gras. Der Stahlhelm hing am Koppel und klopfte rhythmisch an die Feldflasche. Mancher fluchte, wenn ihm der Spaten in die Kniekehle schlug. Der Marsch war eine einzige Qual; wieder einmal.

Es wurde heller, und die Kompanie konnte jetzt nicht mehr so offen vorgehen. Sie mußte sich entwickeln, denn es war mit Luftangriffen und Artilleriefeuer zu rechnen.

Das Gelände war immer noch flach, wenn auch Bäume, Sträucher und kleine Wälder dem Auge Abwechslung boten.

Die Grenadiere hatten allerdings keinen einzigen Blick für die Umgebung. Der Schweiß stand ihnen bereits auf der Stirn, obwohl die Sonne noch gar nicht so hoch am Himmel stand!

Sie schleppten schwer an Waffen und Ausrüstung.

Der MG-Schütze I hatte das Maschinengewehr zu tragen, das immerhin 25 Pfund wog. Am Koppel hingen außerdem die Pistole, der Brotbeutel, der Spaten, die Gasmaske und die Patronentaschen.

Die MG-Schützen II und III trugen zwei gefüllte Munitionskästen, von denen jeder über 30 Pfund wog. Auch jedem anderen Infanteristen war ein Munitionskasten aufgebürdet worden.

Die Kompanie hatte auch einen sGraW (schweren Granatwerfer). Die Bodenplatte, die der Schütze II schleppen mußte, wog 70 Pfund.

Vier Stunden waren die Einheiten bereits unterwegs, als das Zeichen zum Rasten gegeben wurde. Wo die Männer standen, ließen sie sich umfallen und schliefen sofort ein. Jeder Zug hatte nur einen einzigen Posten ausgestellt, der vor allem auf Fliegerangriffe zu achten hatte. »Zugführer zum Chef!« wurde durchgegeben.

Feldwebel Sturm erhob sich nur langsam. Auch er war zum Umfallen müde. Die Beine schienen mit Bleigewichten beschwert zu sein.

Leutnant Gehring lag am Boden und hatte eine Karte vor sich ausgebreitet. Als er die drei Feldwebel sah, bedeutete er ihnen, sich zu ihm zu setzen.

»Wir haben einen schönen Auftrag. – Schaut mal her! – Hier sind wir. Da, in Bataisk, hat sich der Iwan festgesetzt. Er will die Straße nach Süden und die Brücke über die Asow sperren. Es verläuft da auch eine Bahnlinie, aber die ist unwichtig. Wir müssen die Brücke nun unversehrt in die Hand bekommen. Die Asow ist nur zwanzig Meter breit und kann durchwatet werden. Das Flußbett ist aber bedeutend breiter und die Brücke daher ziemlich lang. – Wir weichen also nach Westen aus und überqueren den Fluß. Dann versuchen wir, am anderen Ufer nach Osten bis auf die Höhe von Bataisk vorzudringen und die

Brücke zu besetzen. Das müßte gelingen. – Das Regiment wird sich inzwischen eingraben und morgen Bataisk angreifen. – Wir werden bei Einbruch der Dunkelheit aufbrechen und nach Westen gehen. Angeblich ist hinter der Asow keine Verteidigungslinie mehr. So bald wie möglich marschieren wir los, um im Morgengrauen, so Gott will, vor Bataisk zu sein. Hinter den Hügeln hier muß das Dorf liegen, kaum mehr als fünf Kilometer entfernt. – Haben Sie das verstanden?»

Feldwebel Sturm sagte lakonisch: »Verstanden schon, aber eines begreife ich nicht: Warum müssen denn immer wir die Trottel machen? Es könnte doch einmal eine andere Kompanie derartige Sonderaufträge durchführen!«

Leutnant Gehring sah ihn lächelnd an.

»Soldätle, das ist nun mal so. Wir waren bei der Aufklärungsabteilung, und man betrachtet uns daher schon als Spezialisten. Eine Frage noch? Nein? Dann verkrümelt sich die ganze Kompanie in das kleine Wäldchen. Ein Posten je Zug genügt. Alle sollen schlafen. Es ist jetzt fast Mittag. Gegen 19 Uhr tritt die Kompanie an. Ich gebe noch genauen Befehl. Das wäre alles.«

Die Zugführer grüßten und gingen zu ihren Männern zurück. Konnte dieses Unternehmen gelingen? Viel hing davon ab, ob der Russe die Bewegung erkennen würde oder nicht. Der ganze Plan war auf Überraschung aufgebaut.

Bereits um 18 Uhr ließ Gehring die drei Feldwebel erneut zu sich rufen. Es begann zu dämmern.

»Meine Herren, es geht los. In einer halben Stunde treten die Züge an. Die Spitze bildet der erste Zug, dann der zweite Zug und der dritte Zug. Haltet Abstand. Vermeidet jedes Geräusch. Sorgt dafür, daß die Stahlhelme nicht an die Gasmasken schlagen und daß die Spaten nicht klappern. Nur wenn wir den Feind überraschen können, wird die Sache klappen. – Bis nachher.«

Wie befohlen, marschierte die Kompanie gegen 18.30 Uhr

durch das Waldstück nach Osten.

Leutnant Gehring lief an der Spitze, einen Marschkompaß in der Hand.

Sie verließen den Wald und kamen in freies Gelände. Es dunkelte schon stark, und eine Beobachtung durch feindliche Flieger war ausgeschlossen. Trotzdem gingen die Infanteristen sehr vorsichtig vor. Sie konnten immer und überall auf eine russische Patrouille stoßen.

Ringsum war es still. Nur manchmal stieß ein erschreckter Vogel einen Schrei aus.

Plötzlich blieb Leutnant Gehring stehen und warf sich blitzschnell zu Boden. Im Nu lag die ganze Kompanie auf dem Bauch. Die Augen der Männer bohrten sich in die immer stärker werdende Dunkelheit. Viele hielten den Atem an, aber noch wußte keiner, warum sie Deckung hatten nehmen müssen.

Leutnant Gehring und Feldwebel Sturm hatten die Gläser an den Augen. Waren das dort vorn wirklich Reiter? Die Schatten bewegten sich. Gehring war überzeugt, einen russischen Reitertrupp vor sich zu haben.

Wie weit mochten die Gegner entfernt sein? In der Dunkelheit war das schwer zu schätzen. Vielleicht 300 Meter? Mit einem Maschinengewehr hätte man bereits etwas ausrichten können.

Damit wäre aber der Erfolg ihres Unternehmens in Frage gestellt gewesen. Die Kompanie mußte daher abwarten und die Russen wegreiten lassen.

In aller Ruhe zündete einer der Russen sich jetzt eine Zigarette an. Er verdeckte die Flamme nicht einmal, und das bewies dem Leutnant, daß die Kompanie bisher unbemerkt geblieben war.

Endlich setzten die Russen ihre Pferde in Trab und ritten in östlicher Richtung davon.

Gehring richtete sich auf und ließ wieder antreten.

Eine Stunde waren sie schon unterwegs, und noch eine

weitere Stunde sollte die Kompanie nach Osten marschieren und dann nach Süden, zum Fließchen hin, abbiegen.

Es war schon ein sonderbares Gefühl, in der Nacht und in einem fremden Land völlig auf sich gestellt, dahinzumarschieren. Hinter jedem Strauch und jeder Mulde konnte der Feind lauern. Eine Einkreisung der Kompanie, die kaum siebzig Mann stark war, lag durchaus im Bereich des Möglichen. Daß der Gegner aber in der Nähe war, hatten die Reiter bewiesen.

Nach einer Weile blieb Leutnant Gehring erneut stehen und faßte Sturm beim Ärmel. Die Kompanie ging wieder in Deckung. Dann zeigte der Offizier geradeaus.

Hinter einer Kusselreihe standen Geschütze, Artillerie oder Flak. Das war eine ernste Sache, und damit hatte Gehring nicht gerechnet.

»Sturm, schick einen Spähtrupp los!« befahl er. »Zwei Mann genügen. Sie sollen so weit wie möglich an die Geschütze heran. Es sind nicht mehr als höchstens hundert Meter.«

»Mach ich selbst. Brauche niemand. Je mehr, desto leichter wird man gesehen.«

Der Leutnant nickte, und Sturm machte sich auf den Weg.

Gebückt rannte er auf die nächste Mulde zu. Dann schob er sich nach rechts, um nicht frontal auf die Artilleriestellung zu stoßen.

Alles blieb ruhig. Kein Posten war auszumachen. Schließen die Rotarmisten etwa?

Auf dem Bauch robbte Sturm langsam an die Geschütze heran. Es waren zwei Haubitzen, und ein Rohr ragte nahezu senkrecht in die Höhe.

Nirgendwo in der Nähe war ein Russe zu erkennen. Auf diese kurze Entfernung hätte man einen Posten aber unbedingt sehen müssen.

Der Feldwebel preßte sein Ohr an die Erde. Kein Geräusch, nichts!

Nach kurzem Überlegen glitt er näher an die Geschütze heran und stieß auf einen zertrümmerten Kasten. Dann kam er zu einem Rad, das einige Meter vor den Kanonen lag. Und jetzt – ein tiefer Bombentrichter.

So war das also! Die Geschütze waren von Stukas angegriffen und zerstört worden. Hier stand eine vernichtete Batterie.

Sturm erhob sich und ging zur Kompanie zurück. Als ihn der Leutnant aufrecht herankommen sah, ließ er sogleich die Kompanie wieder antreten.

Der Feldwebel machte Meldung.

Zwei Stunden waren inzwischen vergangen, und Gehring blickte wieder einmal auf den Kompaß. Anschließend bog die Kompanie nach Süden ab. Sie hatte einen ziemlich weiten Bogen um die Ortschaft Bataisk gemacht. Zur Asow konnte es nun nicht mehr weit sein.

Es war jetzt 22 Uhr. In spätestens einer Stunde mußte das Flüßchen erreicht sein.

Die Soldaten überquerten eine Eisenbahnlinie. Seit längerer Zeit war hier anscheinend kein Zug mehr gefahren, denn die Laufspur der Schienen war verrostet, Gras wucherte zwischen den Schwellen.

Es war inzwischen stockfinster geworden. Selbst die Sterne verbreiteten kein Licht. Bei jedem Tritt raschelte das trockene Gras, obwohl die Männer darauf achteten, kein Geräusch zu verursachen.

70 Augenpaare starrten in die Dunkelheit. Nur langsam kamen sie jetzt vorwärts, und die Zeit verstrich.

22.30 Uhr. Wo mochte der Fluß sein? Sollten sie sich trotz Kompaßweisung verirrt haben? Das passierte in fremdem Gelände und bei Dunkelheit sehr schnell. Das Regiment hatte aber den Angriffsplan auf das Gelingen dieses Unternehmens abgestellt. Es mußte also klappen.

Der Kompaniechef blieb erneut stehen und lauschte in die

Nacht. War da nicht ein Plätschern? Das mußte die Asow sein!

Die Landser zogen die Luft tief durch die Nasen. Ja, da war Wasser in der Nähe! Das war klar. Sie waren seit Jahren mit der Natur verbunden, und ihre Sinne hatten sich geschärft.

Bald stand die Kompanie am Ufer des Flößchens, das mit Weidengebüsch bewachsen war. Manchmal schnellte ein Fisch hoch. Laut klatschte er in sein feuchtes Element zurück.

»Ich werde jetzt mal versuchen, ob wir durchkönnen«, flüsterte Sturm dem Leutnant zu.

Schon am Ufer sank der Feldweibel bis zu den Hüften in den Schlamm. Als er die Beine hochzog und weiterging, gurgelte das Schlammwasser in seinen Stiefeln. Nach einigen Schritten bekam er festen Grund unter die Füße, und das Wasser reichte ihm nur noch über die Knie.

Die Asow hatte schwaches Gefälle. Der Feldweibel war bereits in der Mitte angekommen und mußte sich lediglich gegen die leichte Strömung stemmen. Dennoch rauschte das Wasser vernehmlich.

Allmählich näherte er sich dem anderen Ufer. Plötzlich zuckte er zusammen. Vor ihm flatterten Wildenten auf, Schreck durchfuhr ihn.

Endlich hatte er es geschafft. Die letzten Schritte waren die schwersten. Bleischwer lasteten die mit Wasser vollgelaufenen Stiefel an seinen Füßen.

Der Fluß war also zu überqueren. Die Landser schnallten einige Zeit später die Koppel ab und hielten sie zusammen mit dem Gewehr über den Kopf. Die Munition durfte nicht naß werden.

Als die ersten Grenadiere am Südufer ankamen, hatte Sturm die Stiefel bereits entleert und die Socken ausgewrungen. Er versuchte auch die Hosenbeine auszupressen. Triefend kam die ganze Kompanie auf der anderen Seite der Asow an. Zwischen zusammengepreßten Zähnen fluchten die Soldaten leise vor sich hin.

Um 23.30 Uhr setzten sie sich wieder in Bewegung. In Reihe, mit kurzen Abständen, zogen sie am Wasser entlang; diesmal aber nach Osten. Sie waren durch das Gestrüpp gedeckt und hoben sich auch vom Horizont nicht ab.

Fast eine Stunde lang war die Kompanie schon wieder marschiert, als Feldwebel Sturm sich auf die Erde warf. Sofort folgten alle anderen seinem Beispiel.

»Dort vorn steht ein Posten«, hauchte der Feldwebel dem Leutnant zu, der neben ihm lag.

Nach kurzer Zeit kam ein zweiter Rotarmist aus dem Gebüsch. Zu zweit setzten sie den Weg fort. Wenn sie die Richtung nicht änderten, dann mußten sie bald auf die Kompanie stoßen.

Die Gefreiten Krönninger und Ehmer schoben sich neben Gehring und Sturm.

Die Rotarmisten lachten laut.

Die beiden Gefreiten glitten jetzt am Kompanieführer vorbei.

»Nicht schießen!« flüsterte Gehring ihnen zu.

Dicht an die Erde gepreßt, schlängelten sich die beiden Männer an die Posten heran, die nur noch ein paar Schritte von ihnen entfernt waren, und ließen die Russen an sich vorbei.

Schon wenige Augenblicke später schnellten sie hoch, umklammerten die Rotarmisten und rissen sie zu Boden. Die Überrumpelten wehrten sich kaum.

Leutnant Gehring und Feldwebel Sturm sprangen hinzu.

»Der Kalisch soll kommen«, sagte Gehring leise.

Der Volksdeutsche war nicht weit entfernt und sofort da.

»Sag den Russen, daß sie ruhig sein sollen.«

Kalisch übersetzte mit Worten und noch mehr mit Gesten und schnitt dabei schreckliche Grimassen.

Die Russen verstanden. Sie getrauten sich nicht, auch nur ein Wort zu sagen und starrten vor sich hin!

»Frag sie, Kalisch, wie weit es bis zur Brücke ist und ob die Russen Sicherungen ausgestellt haben. Frag sie, woher sie

kamen«, flüsterte der Leutnant.

Die Gefangenen antworteten bereitwillig. Nach ihren Angaben war die Brücke etwa vier Kilometer entfernt. In diesem Abschnitt lagen zwei Bunker an der Asow mit je zehn Mann Besatzung. Je ein Doppelposten patrouillierte nach links und nach rechts.

Das konnte ja gut werden, denn immerhin war es schon fast ein Uhr.

»Wir müssen den Bunker nehmen. Das dürfte nicht allzu schwierig sein. Die Russen schlafen sicher. – Auch den anderen Doppelposten müssen wir schnappen. Dann werden wir schon sehen, wie es weitergeht«, erklärte Leutnant Gehring.

Der zweite Zug nahm die Gefangenen in die Mitte. Jeder der Grenadiere wollte eine der russischen MPi haben, denn diese Waffe war der deutschen Maschinenpistole weit überlegen.

Nach allen Seiten sichernd, setzte die Kompanie nach diesem Zwischenfall den Marsch fort. Jetzt mußten sie äußerste Vorsicht walten lassen, denn der feindliche Stützpunkt konnte nach den Aussagen der Russen nicht mehr weit sein.

Nach knapp fünfzehn Minuten sahen sie wieder einen Posten stehen. Er ging rauchend auf und ab. In Deckung liegend, beobachteten die Deutschen jede Bewegung des Mannes. Eine kleine Erhöhung ließ erkennen, daß sich dort der Unterstand befinden mußte.

»Schaffst du es mit vier Mann, Sturm?« wandte sich Leutnant Gehring an den Feldwebel.

»Ich glaube schon, wenn wir den Posten ausschalten können. Krönninger, Dittmann, Ehmer, Kalisch«, rief Sturm leise nach rückwärts.

Die vier Gerufenen lagen gleich darauf neben ihm.

»Männer, dort vorn ist der Unterstand. Ein Posten bewacht ihn. Im Bunker sind fünf Mann. Zwei sind auf Patrouille in Richtung Bataisk. Zunächst muß der Posten weg, dann wecken

wir die anderen fünf. Der Doppelposten darf uns nicht dazwischenkommen und Krach machen. Ist das klar? – Gut, dann packen wir's. Krönninger und Ehmer, ihr nehmt den Posten.«

Lautlos glitten die fünf Landser im Gras dahin. Koppel, Stahlhelm, Gasmaske und Spaten hatten sie zurückgelassen, weil diese Gegenstände nur hinderlich gewesen wären.

An der Spitze kroch der Gefreite Krönninger, dann folgte Ehmer. Sie waren schon auf wenige Schritte an den Posten herangekommen.

Doch da kehrte der Russe um und ging auf den Bunker zu.

Die Männer blieben liegen und warteten darauf, was der Rotarmist nun unternehmen würde.

Dieser ging näher an den Bunker heran und rief etwas hinein. Dann blieb er stehen und sah zum Himmel hinauf.

Die Deutschen getrauten sich kaum zu atmen.

Hatte der Russe ihr Vorhaben bereits durchkreuzt?

Als es dem Posten anscheinend zu lang dauerte, rief er erneut etwas in den Unterstand hinein. Bald darauf erschien ein anderer Russe, und der Posten verschwand im Bunker.

Sie hatten also abgelöst!

Die Deutschen mußten weiterhin warten. Sturm sah zu seinen Männern hinüber, die flach auf der Erde lagen. Er gab ihnen ein Zeichen, sich nicht zu rühren.

Der neue Posten brannte sich eine Papyrosa (Zigarette) an. Dann setzte er sich in Bewegung auf die Landser zu. Er piffte dabei leise vor sich hin.

Sekunden später sprangen Krönninger und Ehmer auf und warfen den völlig Überraschten zu Boden.

Der Russe gab gurgelnde Töne von sich, und der Gefreite Kalisch flüsterte dem Rotarmisten etwas zu. Dann wiederholte er die gleichen Worte.

Die Männer lockerten ihre Griffe, und der Russe verhielt sich still. Mehr hatten sie nicht erreichen wollen. Der Schütze

Dittmann brachte den Gefangenen zum Kompanieführer.

»Jetzt ran«, flüsterte Sturm nur. Die Landser glitten auf den Bunker zu. Sie hatten gesehen, wo der Posten herausgekommen war. Der Eingang war mit einer Zeltplane verhängt.

Mit einem Sprung waren sie in dem Unterstand. Die darin befindlichen Russen schnarchten, und als der Feldwebel die Taschenlampe anknipste, erhob sich nur einer, wahrscheinlich der Rotarmist, der vor kurzem abgelöst worden war.

Der Gefreite Kalisch weckte die Schläfer einzeln mit der unmißverständlichen Aufforderung, die Arme hochzunehmen und keinen Laut von sich zu geben. Die Läufe der deutschen Waffen waren währenddessen auf die Russen gerichtet.

Mit weit aufgerissenen Augen kamen die Gefangenen dieser Aufforderung nach, Fassungslosigkeit und Entsetzen in den Blicken.

Der Gefreite Ehmer nahm ihnen die Waffen ab. Die Kompanie war in der Zwischenzeit nachgekommen und sammelte die Gefangenen in ihre Mitte. Jetzt waren es bereits acht. Allerdings wäre es dem Leutnant und allen anderen lieber gewesen, sie hätten diese Beute nicht zu machen brauchen.

Langsam arbeitete sich die Kompanie an der Asow entlang in Richtung Bataisk. Es war schon fast ein Uhr, und die Zeit drängte.

Bald mußten sie aber erneut Deckung nehmen, denn die beiden patrouillierenden Posten, die nach der Brücke hin sicherten, kamen ihnen entgegen.

Die Gefreiten Krönninger und Ehmer hatten schon Erfahrung in solchen Fällen, und diesen Russen erging es ebenso wie dem anderen Doppelposten. In kürzester Zeit waren sie überwältigt.

Zur Brücke mußten es noch etwa zwei Kilometer sein. Dazwischen lag aber noch ein Bunker.

Sollten sie den Stützpunkt einfach umgehen? fragte sich Leutnant Gehring. Die Kompanie hatte immerhin zehn

Gefangene bei sich. Er entschied schließlich, daß sie nach Süden ausweichen würden. Das war besser so, denn wo eine Brücke war, mußte auch eine Straße sein. Wenn die Kompanie da in Marschordnung darauf zuging, konnte in der Dunkelheit keiner entscheiden, ob es sich um deutsche oder russische Soldaten handelte. Sollten aber Rotarmisten auf der Brücke sein, dann mußten sie wohl annehmen, es handele sich um eine Sowjet-Kompanie, die zur Verstärkung an die Front zog. Außerdem hätte die Kompanie nach Überrumpelung des zweiten Bunkers rund zwanzig Mann bewachen müssen, und das wären zu viel gewesen.

Ein seichter Graben, der von der Asow nach Süden abzweigte, gab den Ausschlag, so daß der Leutnant sich endgültig für diesen Plan entschied. Er ließ den Zugführern sein Vorhaben mitteilen.

Die Kompanie kam schnell voran, und in weniger als einer halben Stunde waren sie so weit nach Süden abgebogen, daß die Richtung wieder geändert werden konnte.

Es ging jetzt wieder nach Osten. Leutnant Gehring sah alle Augenblicke auf den Marschkompaß. Fast ohne Deckung ging die Einheit auf ihr Ziel zu und erreichte auch bald die Straße.

Kein Fahrzeug und kein Mensch waren zu sehen. In Marschordnung gingen sie jetzt nach Norden, um die Brücke zu erreichen.

An der Spitze bei Leutnant Gehring und Feldwebel Sturm marschierte der Gefreite Kalisch. Er hatte von den Gefangenen das Kennwort erfahren. Sollte die Kompanie tatsächlich angerufen werden, dann würde er antworten.

Die Männer durften jetzt keine Stahlhelme mehr tragen, da deren Form sich zu stark von denen der Russen unterschied. Gehring hielt die Pistole schußbereit in der Hand, Sturm hatte die MPi im Hüftanschlag. Der Gefreite Krönninger hielt das Maschinengewehr auf die gleiche Weise vor sich.

Würde die Brücke gesichert sein? überlegte Gehring. Das

war wohl anzunehmen. Aber sicher standen die Posten nicht am Südufer. Wenn es möglich war, würde die Kompanie die Brücke in Marschkolonne überschreiten. Diesmal bestimmte der Russe sozusagen das eigene Verhalten. Für alle Fälle würde er einen Zug am Südufer belassen, beschloß der Leutnant.

Nach Meldung der Aufklärer hielten die Russen nur einen Brückenkopf jenseits der Asow, der sich im Halbkreis um die Ortschaft dehnte. Stimmten diese Meldungen? Hatten die Flugzeugführer der »Störche« richtig beobachtet? Davon hing nun das Schicksal der ganzen Kompanie ab.

Von den Posten, die gefangengenommen worden waren, hatte Gehring erfahren, daß die hier liegenden Truppen keinen Kampfauftrag hatten. Sie sollten sich beim Herannahen der Deutschen zurückziehen. Erst ungefähr 30 Kilometer südlich, am Fluß Kagalnik, hatte die Rote Armee eine Verteidigungslinie bezogen. Die russischen Soldaten in Bataisk sollten nur hinhaltend kämpfen, über die Asow zurückgehen und dann die Brücke sprengen.

Der Kompanieführer zweifelte nicht an der Richtigkeit dieser Angaben, denn die Russen glaubten sicher, sich mit der Preisgabe dieser Pläne ihr Leben erkaufen zu können. Sie waren viel zu verängstigt, um die Deutschen irrezuführen. Und außerdem deckten sich die Aussagen der unabhängig voneinander verhörten Gefangenen.

Vor den Landsern lag die Brücke. Es war fast zwei Uhr. Posten oder feindliche Stellungen waren nicht zu erkennen.

Leutnant Gehring schickte nach Feldwebel Fischer und befahl ihm, mit seinem Zug die Sicherung auf der Südseite zu übernehmen. »Bring die Maschinengewehre rechts und links in Stellung, und zwar so, daß sie nach allen Seiten feuern können. Es scheint tatsächlich niemand mit uns zu rechnen«, sagte er.

Der Feldwebel teilte seinen Zug auf und ging wie befohlen in Stellung, während Gehring mit den anderen beiden Zügen der Kompanie losmarschierte.

Als die Spitze die Mitte der Brücke erreicht hatte, bemerkten die Deutschen die Posten. Zu beiden Seiten standen mehrere Rotarmisten beisammen. Aber Leutnant Gehrings Vermutung schien sich zu bewahrheiten: Es trat ihnen keiner entgegen.

Die Kompanie war fast auf der Höhe der russischen Soldaten, als sich einer bequemte, lässig nach der Parole zu fragen. Der Gefreite Kalisch gab Antwort.

Wenig später waren die Grenadiere der Gruppe Krönninger bei den Russen. Es ging alles sehr schnell. Die Kompanie hatte erneut acht Gefangene gemacht.

Leutnant Gehring gab nervös seine Befehle. »Zug Sturm rechts, Zug Greiner links der Brücke. – Das gleiche wie bei Fischer. Erst schießen, wenn unbedingt notwendig. – Klar?«

Sturm verteilte seine Leute auf einen Abschnitt von 100 Metern am Fluß entlang. Das deutsche Maschinengewehr stand jetzt in der Stellung der Russen, die sehr gut ausgebaut war. Genauso geschah es bei Feldwebel Greiner auf der anderen Seite.

Die Gefangenen wurden über die Brücke zum Zug Fischer gebracht. Einer der Russen war schwer verletzt worden und mußte getragen werden.

Nun galt es für die Kompanie Gehring, zu warten. Es war halb drei Uhr, und um fünf Uhr sollten die Bataillone angreifen.

Gehring ließ den Obergefreiten Kratzer kommen, der bei den Pionieren ausgebildet worden war. Er sollte feststellen, ob sich Sprengladungen an der Brücke befanden. War das so, dann hatte er sie zu entfernen.

Unendlich langsam verging die Zeit. Es wurde vier Uhr, Kratzer hatte die Sprengladung an den Brückenpfeilern in der Zwischenzeit ausgebaut, und es begann allmählich zu dämmern. Die Kompanie hatte nach und nach noch sechs weitere Gefangene gemacht, und wahrscheinlich waren nun alle patrouillierenden Posten in ihrer Hand.

Bis jetzt war alles ausgezeichnet verlaufen. Was aber würden die nächsten zwei Stunden bringen?

Es wurde halb fünf Uhr, und am nördlichen Himmel sah man bereits die Mündungsfeuer der deutschen Haubitzen aufblitzen, die das Vorbereitungsfeuer begannen.

Einschlag auf Einschlag erfolgte am Ortsrand von Bataisk. Dunkle Pulverdampfwolken stiegen hoch. Die Handfeuerwaffen schwiegen noch.

Die Blicke der Grenadiere bohrten sich förmlich in das Zwielflicht, und ihre Waffen lagen schußbereit auf der Deckung. Jetzt wurde die Kompanie von Süden her überschossen. Russische Granaten rauschten über sie hinweg und detonierten wahrscheinlich in der Nähe des deutschen Bereitstellungsraumes.

Plötzlich begannen Maschinengewehre zu hämmern. Man konnte Freund und Feind genau heraushören. Die eigenen hatten mindestens eine doppelt so schnelle Schußfolge.

Noch immer schoß die deutsche Artillerie, das Feuer wurde nun aber schwächer.

Sturm war nervös wie selten zuvor, und er spürte die Fleischwunde am Schultergelenk mehr denn je. Immer wieder setzte er das Fernglas an die Augen, mit dem man auch bei Dämmerung ziemlich weit sehen konnte.

Kam das deutsche Schützenfeuer näher? Die eigene Artillerie schwieg nun, nur der Feind jagte noch Salve um Salve über die Brücke hinweg.

Sturm horchte angestrengt. Er war sicher, daß die Kameraden jetzt vorgingen. Auch Leutnant Gehring hatte das jetzt erkannt.

»Sie greifen an«, rief er. Es klang ziemlich erleichtert.

Das eigene Artilleriesfeuer war jetzt auch wieder zu hören. Die Einschläge lagen in der Ortschaft Bataisk. Auch von Osten und Westen her griffen die deutschen Truppen an, jedenfalls krachte es auch dort an allen Ecken und Enden.

Am südlichen Ortsrand waren die ersten zurückgehenden Rotarmisten zu sehen. In aller Eile kamen sie die Straße entlang und auf die Brücke zu, wo sechs deutsche Maschinengewehre am Ufer der Asow in Stellung gegangen waren.

Leutnant Gehring ließ die Russen bis auf 100 Meter herankommen, dann erst gab er den Feuerbefehl.

Die MG ratterten los. Entsetzt rannten die Rotarmisten durcheinander und suchten Deckung. Doch nur wenigen gelang es, sich wieder in das Dorf zu retten, wo anscheinend Panik ausgebrochen war. Die gegnerischen Waffen waren nahezu verstummt.

Wieder tauchte eine feindliche Abteilung am Ortsrand auf und lief in die Garben der feuernenden Maschinengewehre. Das eigene Artilleriefeuer, lag auf dem Südrand von Bataisk. Dort waren starke Feindkräfte zusammengeballt.

Auch die russische Artillerie schoß jetzt wieder. Die Einschläge schienen aber weit hinter den angreifenden Kameraden zu liegen.

Leutnant Gehring jagte zwei rote Leuchtkugeln in die Luft. Rot hieß an diesem Tag: Artilleriefeuer vorverlegen! Außerdem war vereinbart worden, daß zweimal rot hintereinander die Artillerie zum Einstellen des Feuers veranlassen sollte. Diese Regelung war allein für die Kompanie Gehring gültig.

Die Haubitzen hielten den Ortsrand zunächst jedoch weiterhin unter Beschuß. Erst allmählich wurde das Feuer schwächer.

Erneut hasteten Rotarmisten heran, blieben kurz stehen, als sie die auf der Straße liegenden Kameraden sahen, und wußten nicht, wie nahe sie schon dem Tode waren.

Plötzlich war auch am anderen Ufer der Asow MG-Feuer zu hören. Lagen die Männer der Kompanie Gehring jetzt etwa in der Mitte zweier Fronten?

Die Sorge war aber bald vorüber. Die Besatzung des von

Gehring umgangenen Bunkers hatte sich geschlossen der Brücke genähert und war vom Zug Fischer niedergekämpft worden, wie sich kurz darauf herausstellte.

Der Widerstand in Bataisk brach zusehends zusammen. Russische Soldaten kamen heran und schwenkten weiße Tücher. Andere hoben die Arme, als sie die Maschinengewehrmündungen auf sich gerichtet sahen.

Am Flußufer entlang stießen die deutschen Bataillone weiter vor und wurden dann von den Männern der Kompanie Gehring durch Winken und Rufen begrüßt.

Um 7 Uhr war die Schlacht um Bataisk beendet, Ort und Brücke befanden sich in deutscher Hand.

Der Kommandeur sprach Leutnant Gehring Dank und Anerkennung aus, und dieser wiederum schenkte dem Gefreiten Kalisch eine Schachtel Zigaretten, denn nur durch ihn war das Unternehmen so reibungslos verlaufen. Hätte er die Russen nicht ausgehört und wären deren Stellungen nicht bekannt geworden, so wäre alles wohl viel schwieriger gewesen.

Die Grenadiere konnten sich nicht lange ausruhen. Der Feind hatte sich am Kagalnik festgesetzt, und die Kompanie trat den Weitermarsch an. «

Obwohl den Landsern die überstandenen Strapazen anzusehen waren, schienen sie guten Muts. Wieder ein Angriff überstanden, wieder eine Galgenfrist, denn in den nächsten zwei Tagen war mit keinen ernsthaften Kampfhandlungen zu rechnen.

Die Kompanie war zwar nicht mehr als Vorausabteilung der Division eingesetzt, versah aber dennoch diese Aufgabe. Sie empfing nach dem Angriff wieder Fahrräder, die sie schneller als die Marschierer machten. Daher wurde die Einheit Gehring im Rahmen des Regiments als Vorhut eingeteilt.

Um stärkeren Feindwiderstand zu brechen, war die

Kompanie jedoch zu schwach, und daher durfte sie nicht allzu weit vorprellen. Eine einzige Kompanie konnte sehr leicht in einen Hinterhalt geraten.

Sie war daher dem Spitzenbataillon etwa fünfzehn Kilometer voraus. Das war eine Marschleistung von einem halben Tag für die Fußtruppen.

Seit Stunden machte ein Artilleriegeschütz der Kompanie schwer zu schaffen. Es spielte förmlich mit den Landsern, die gegen diesen Feind vollkommen machtlos waren.

Das Geschütz wurde von einem Traktor gefahren, ließ die Einheit bis auf etwa einen Kilometer heran und feuerte dann in direktem Beschuß. Der Vormarsch wurde dadurch beträchtlich aufgehalten.

Die deutschen Maschinengewehre beschossen zwar den Gegner, die Geschosse prallten aber am Schutzschild wie lästige Fliegen ab. Die Landser meinten fast, die Russen lachen zu sehen. Nach einigen Schüssen protzte das Geschütz dann wieder auf, fuhr zurück und suchte sich eine andere günstige Stellung, um die Landser von neuem zu beschießen.

Dieses Spiel trieben die Russen nun schon den ganzen Tag. Zum Glück hatte die Kompanie bisher noch keinen Ausfall zu beklagen. Die sowjetischen Artilleristen erfüllten den Auftrag, die vordringenden Truppen hinzuhalten, geradezu vorbildlich.

Zum wiederholten Male bat Leutnant Gehring per Funk das Bataillon, diese vollkommen allein kämpfende Kanone mit Fernwaffen auszuschalten. Mit infanteristischen Mitteln war den Russen nicht beizukommen. Aber es geschah nichts.

Endlich Motorengedröhn im Rücken der Angreifer. Dann brausten drei deutsche Messerschmitt-Jäger im Tiefflug über die Köpfe der Landser hinweg.

Leutnant Gehring hatte das Fliegertuch auslegen lassen und schoß eine weiße Leuchtkugel in Richtung Feind.

Die Flieger hatten verstanden.

Sie kreisten einige Male über dem feindlichen Geschütz,

dessen Bedienung ohne jede Deckung erneut in Stellung gegangen war, und dann stürzten sie sich wie Stukas auf den Feind.

Die Bordwaffen ratterten, und man sah rings um die Kanone Erde aufspritzen.

Immer wieder stießen die Jäger auf das Geschütz herab.

Einer der Russen wollte im nahen Straßengraben Schutz suchen, kam aber nicht mehr bis dahin. Von den Garben des Flieger-MG getroffen, brach er zusammen.

Nach kaum fünf Minuten war alles beendet. Trotzdem fuhren die Landser der Spitzengruppe nur langsam an die Haubitze heran.

Sie hatten nichts mehr zu befürchten. Die Rotarmisten hingen leblos über den Holmen, schrecklich zugerichtet von den Geschossen der deutschen Jagdflugzeuge. Weitere Opfer dieses Krieges? Wie viele würden noch folgen – hüben wie drüben? Besser, man dachte nicht mehr daran.

Die Jäger aber flogen noch nicht nach hinten, ihrem Frontflugplatz zu.

In der Nähe war ein Dorf mit ziemlich weit auseinandergezogenen Häusern, wie nahezu alle russischen Dörfer.

Diese Ortschaft war als feindfrei gemeldet worden. Dies schien allerdings eine Falschmeldung zu sein, denn die Jäger schossen nun hinein. Mehrmals flogen sie an und jagten Garben ihrer Bordwaffen in die Häuser und auf die Straße.

Obwohl der Kompanieführer und die Zugführer die Ferngläser nicht von den Augen ließen, konnten sie keine Feindbewegung erkennen. Allerdings war die Ortschaft noch mehr als fünf Kilometer entfernt.

Warum griffen die Flieger an? Waren auf der Straße, verdeckt durch die Häuser, Feindkolonnen im Rückmarsch? Die Kompanie zählte nicht mehr als 70 Mann. Durfte der Chef den Weitemarsch wagen? Leutnant Gehring entschied sich dafür, einen Spähtrupp einzusetzen.

Wäre statt der Jäger ein »Storch«, ein Nahauflklärer, in der Luft gewesen, dann hätte sich der Spähtrupp wohl erübrigt. Es war geradezu phantastisch, was diese Vögel alles vollbrachten. Auf Wiesen und sogar auf Feldern landeten die »Störche«, und der Pilot konnte den Infanterieführern seine Beobachtungen mitteilen. Manchmal schossen die Russen noch mit den Handfeuerwaffen, wenn ein »Storch« neben den vordersten Landsern niederging und diesen wichtige Meldungen überbrachte. Zumindest warfen die Piloten in solchen Lagen eine Meldung ab. Dabei gingen sie so tief herunter, daß sich die Landser zu Boden warfen, weil sie glaubten, ihre Köpfe würden von dem Aufklärer abrasiert.

Die Messerschmitt-Maschinen konnten das natürlich nicht machen, und man mußte nun selbst für Klarheit sorgen. »Feldwebel Sturm, zum Chef.«

Der Feldwebel, der heute mit seinem Zug am Ende der Kompanie war, folgte dem Melder zu Leutnant Gehring.

»Ich hab' wieder etwas für dich«, begann der Chef kameradschaftlich, und wenn er so sprach, dann hatte er stets eine nicht ganz einfache Aufgabe parat.

Sturm kannte den Leutnant gut und entgegnete daher: »Schießen Sie schon los, Herr Leutnant. Daß es nichts Gescheites ist, glaube ich zu wissen.«

»Du weißt gar nichts. Oder kannst du die Gedanken deines alten Kompanieführers lesen?«

Beide schwiegen und sahen sich an. Der Feldwebel biß sich auf die Unterlippe. Ihm war nicht ganz wohl zumute.

»Sturm«, begann der Chef jetzt dienstlich, »wir müssen wissen, was das Schießen der Jäger zu bedeuten hat. Die Ortschaft da vorn soll feindfrei sein, hieß es. Ich glaube aber nicht, daß die Kameraden auf Hasen geschossen haben. Du mußt einen Spähtrupp losschicken. Ich muß wissen, was da vorn los ist.«

Der Feldwebel antwortete nicht sofort. Erst nach einiger Zeit

sagte er: »Wenn die Kompanie an das Nest herankommt, dann wird sie schon merken, wenn sie Zunder kriegt. Ein Spähtrupp ist doch überflüssig.«

Der Leutnant wehrte ab: »Wir kennen uns schon lange und haben uns immer verstanden. Aber bestimmen tu' immer noch ich. Sind wir uns da einig? Gut. Wir lassen einen Spähtrupp los. Das ist sicherer. Ist der Ort besetzt, dann lassen uns die Iwans herankommen und knallen uns dann ab. Eine ganze Kompanie ist doch nicht so leicht zu bewegen wie eine Gruppe. Da kann manches durcheinandergeraten. Ich habe da meine Erfahrungen.«

»Also soll ein Spähtrupp als Köder dienen, Herr Leutnant. Ich weiß nicht, wo da der Vorteil sein soll.«

Gehring wurde etwas lauter: »Das hast auch du nicht zu entscheiden und zu verantworten. Überlasse das ruhig dem Kompanieführer. Also, dein Zug stellt sofort einen Spähtrupp. Eine Gruppe. Die Räder laßt ihr zurück, ihr kriegt dafür die drei Beiwagenmaschinen der Melder. Weil du selbst einmal Melder warst und von der Sache etwas verstehst, sähe ich es gerne, wenn du den Trupp führen würdest. Du kannst die Spitzenmaschine nehmen. Die drei MG von deinem Zug montierst du auf den Beiwagen. Es sind also – mit dir – sieben Mann notwendig, da die anderen beiden Maschinen von den Meldern gefahren werden. Ist das klar?«

»Jawohl, Herr Leutnant!«

»Na dann, viel Glück!«

Feldwebel Sturm brummte im Abtreten für den Leutnant vernehmbar: »Einer muß ja immer den Trottel machen, und da bin ich anscheinend der gegebene Mann.«

Leutnant Gehrings gute Laune war nun endgültig verloren. »Komm noch mal her, Soldätle! Was hast du da geflüstert? Du hast Auszeichnungen, und die verpflichten! Außerdem hast du mehr Erfahrung als die anderen. Mir geht es darum, das geringste Risiko einzugehen. Ich will so was nicht mehr hören,

verstanden! Das könnte einmal falsch ausgelegt werden. Ich glaube, du verstehst, was ich meine.«

Der Feldwebel entgegnete nichts. Mit nicht gerade freundlichen Gedanken ging er zu seinen Landsern.

»Krönninger, Ehmer, Dittmann, Naser, Kalisch, Günter, zu mir!«

Die sechs Soldaten meldeten sich.

»Paßt auf, Männer«, gab Sturm den Befehl des Chefs weiter, »wir müssen erkunden, ob die Ortschaft vor uns feindfrei ist. Wir bekommen die Beiwagenkräder. Die erste Maschine fahre ich selber. Du, Krönninger, sitzt mit deinem MG bei mir im Beiwagen. Auf dem Sozius Kalisch. Das zweite und dritte Krad fahren die Melder. Im Beiwagen des zweiten Krades ist der Ehmer mit einem Maschinengewehr. Hinten sitzt der Naser. Im dritten Krad ist der Dittmann MG-Schütze und der Günter Beifahrer. – Bründl, schau einmal, wo die Kradmelder bleiben. Ich habe keine Lust, alles zweimal zu sagen.«

Der Gefreite Krönninger griff das letzte Wort des Feldwebels auf.

»Aber Rindviecher sind wir doch, daß wir alles mitmachen«, schimpfte er. »Ich drehe doch noch mal die Knarre um und schieße nach hinten. Was soll ich denn im Kaukasus? Was geht der ganze Miste hier mich an? Einen Dreck geht's mich an. Mich können sie bald am Arsch lecken. Zwei Jahre keinen Urlaub! Mann, Mann, wenn die keine Soldaten mehr haben, dann sollen sie doch aufhören mit dem Scheißkrieg.«

»Mir reicht's jetzt auch, Krönninger. Jetzt halt endlich deine Schnauze. Wenn dich jemand hört, der dich nicht kennt, dann könnte das ins Auge gehen. So was Ähnliches hat mir eben der Chef auch verpaßt. So was nennt man Wehrkraftzersetzung.«

»Ist doch wahr, Herr Feldwebel! Wie oft haben uns die Herren schon angelogen? Wie oft hat man uns schon versprochen, daß wir herausgezogen werden? Am Dnjepr, dann am Krimeingang, dann nach der Eroberung der Krim, dann

nach der Winterstellung am Mius, dann nach Rostow, und wo sind wir jetzt? Wer im Dreck ist, den lassen sie nicht mehr heraus.«

Der Feldwebel sah den Gefreiten scharf an, und der bemerkte es. »Na ja, Sie können ja nichts dafür, Herr Feldwebel. Sie sind ja genauso ein armes Schwein wie wir alle. – Also, dann packen wir's halt. Scheiße, verdammte!«

Die Melder kamen mit ihren Maschinen. Es waren drei 750er BMW mit Seitenradantrieb. Einen der Fahrer schickte der Feldwebel wieder weg, er brauchte ihn nicht.

»Also, Männer, wir machen den Spähtrupp wie immer. Wir fahren bis auf etwa 1.000 Meter an den Ortsrand heran. Natürlich beobachten wir, ob wir etwas erkennen können. – Wenn ich nach rechts ins Feld fahre, dann setzt sich der Hamann mit seiner Maschine dahinter, schwenkt aber noch weiter, also rechts von mir, aus. Der Gefreite Handschuh dagegen fährt mit seiner Maschine nach links. Wir eröffnen dann das Feuer auf den Ortsrand und machen schleunigst kehrt. Das andere ergibt sich dann von selbst. Der Krönninger, der Ehmer und der Dittmann haben das ja schon öfter gemacht. Die Fahrer tun, was die MG-Schützen sagen. Eine Frage? Nein! – Gut. – Fertigmachen!«

Feldwebel Sturm hatte diese Art, einen Aufklärungsspähtrupp zu führen, schon oft erfolgreich praktiziert. Er ging von der Voraussetzung aus, daß der Feind, wenn er eine Ortschaft besetzt hielt, stets an der Zufahrtsstraße sicherte. Die Maschinengewehre waren dann sicherlich zu beiden Seiten der Straße postiert. Deutscherseits machte man das ja auch so.

Zunächst war anzunehmen, daß der Feind den schwachen Spähtrupp nicht warnen wollte – und deshalb auch nicht schoß. Er würde den Trupp herankommen lassen, um ihn dann abzufangen.

Gingen die Späher aber in beträchtlicher Entfernung in Stellung und beschossen sie den Ortsrand, so würde der Feind

wahrscheinlich noch immer nicht das Feuer eröffnen, wenn er die Nerven behielt. Schoß der Russe dennoch, dann war alles klar. Der Ort konnte besetzt gemeldet werden, der Auftrag war erfüllt.

Handelte der Feind aber überlegt, feuerte er nicht, dann schwangen sich die Landser eiligst auf ihre Maschinen und preschten mit Vollgas zurück. Und in solchen Augenblicken hatte der Feind noch immer auf die Spähtruppmänner geschossen. Er glaubte sich entdeckt und wollte nun versuchen, den Spähtrupp zu erledigen. Auf diese verhältnismäßig große Entfernung war aber ein russisches Maschinengewehr nicht gefährlich. Ein Treffer müßte ein Zufall sein. Das war ein Trick, der bis jetzt immer gelungen war.

Die Männer saßen, wie eingeteilt, auf den Maschinen und in den Beiwagen. Die Motoren wurden angetreten und brummen leise.

Langsam rollten die Kräder an. An der Spitze der Feldwebel.

Die Kompanie hatte die Fahrräder zusammengestellt, die Soldaten lagen im Straßengraben und ruhten sich aus. Allein Leutnant Gehring beobachtete mit dem Feldstecher. Er war wohl noch nervöser als die Männer des Spähtrupps.

Immer näher rollten die BMW-Maschinen an den Ortsrand heran. Immer wieder hielten die Männer an und beobachteten. Das Dorf schien ausgestorben. Nicht einmal ein Zivilist war zu sehen. War das ein gutes Zeichen?

Der Spähtrupp war nun auf nahezu einen Kilometer an die Ortschaft herangekommen. Die Maschinen stoppten. Feldwebel Sturm gab ein Zeichen, und die Kräder preschten auseinander, fuhren nach links und nach rechts in die Wiesen. Die MG-Schützen hoben die Waffen aus den Beiwagen und gingen in Stellung. Mit langen Feuerstößen schossen sie auf den Ortsrand zu beiden Seiten der Straße. Das Feuer wurde nicht erwidert.

»Feuer einstellen! – Auf die Maschinen! – Kehrt!«

Die Schützen warfen die MG in die Halterung, die Fahrer rissen ihre Maschinen herum, fuhren auf die Landstraße und sausten zurück.

Kein Schuß fiel!

Feldwebel Sturm bremste und gab das Zeichen zum Halten. Sie kehrten jetzt wieder um und rollten auf die Ortschaft zu.

Obwohl anzunehmen war, daß sie auf keinen Gegner treffen würden, pochte den Männern das Herz im Hals. Auch Feldwebel Sturm machte sich auf der Maschine ganz klein. Die Blicke hafteten am Ortsrand.

Noch 500 Meter hatten sie zu fahren. Jetzt konnte es immer noch gefährlich werden. Die MG-Schützen kauerten hinter ihren Waffen und hielten sie schußbereit.

Die Entfernung wurde immer geringer, und die Aufregung der Soldaten immer größer. Nervös spielten die Fahrer mit dem Gas.

Langsam rollten die Kräder nun auf das Dorf zu. Die Fahrer konzentrierten sich auf die Möglichkeit, die Maschinen plötzlich herumreißen zu müssen.

Noch 150 Meter. Sturm stoppte die Maschine.

»So ein Trottel«, murmelte der Feldwebel und meinte einen russischen Zivilisten, der über die Straße hastete.

Dennoch freute er sich über diese Begegnung. Wäre die Ortschaft besetzt gewesen, dann säßen die Zivilisten in den Häusern oder Kellern. Vorsicht war allerdings noch immer geboten.

Der Spähtrupp hatte die ersten Häuser erreicht. Die Fahrer fuhren die Maschinen in Deckung, und sie durchsuchten die Katen, ohne eine Spur von Sowjetsoldaten zu finden.

Der Gefreite Kalisch hielt sich bei den Maschinen auf. Aber jetzt wurde er gebraucht, denn Feldwebel Sturm konnte sich mit dem einzigen Einwohner, den er in einem der Häuschen vorfand, nicht verständigen.

Es war schon gut, Kalisch zu haben, der wenigstens etwas

Russisch sprach.

»Der Mann sagen, Russen vor zehn Minuten fort. Deutsche Samalot (Flieger) haben abgeschossen Traktoren. Zwei Stück vor Ortschaft am anderen Ende. Iwan konnte die Geschütze nicht ziehen und hat deshalb organisiert Pferde. Auch von diesem Russki hier.«

Sturms Auftrag war erfüllt, er konnte die Ortschaft feindfrei melden. Sollte man aber die Rotarmisten mit den beiden Geschützen entkommen lassen? Oder konnte Sturm über seinen Auftrag hinausgehen und die Geschütze verfolgen? In fünf Minuten würde er den Feind mit den Krädern erreicht haben. Was sollte er tun?

Der Feldwebel sammelte seine Männer und erklärte ihnen die Lage. »Wenn wir die Russen abhauen lassen, dann haben sie in kurzer Zeit wieder Traktoren, und dann kann es uns ergehen wie mit der Kanone, die uns so schwer zugesetzt hat. Das wäre nicht gerade angenehm. Jetzt könnten wir die Russen leicht schnappen. Ich glaube, wir packen sie.«

Obwohl die anderen schwiegen, merkte der Spähtruppführer, daß er nicht auf Ablehnung stieß. Das Risiko eines sofortigen Angriffes war nicht groß. Weit schlimmer wäre es gewesen, wenn die Geschütze bald darauf im Direktbeschuß unter die Kompanie feuern würden.

»Aufsitzen! Ich fahre vorn ganz rechts. Der Hamann hält sich etwas hinter mir in der Mitte der Straße, und der Handschuh fährt kurz hinter ihm ganz links. Dann kann jedes Maschinengewehr schießen. Daß mir aber ja keiner den Vordermann abknallt! Auf geht's!«

Die Boxermotoren summten. Langsam durchfuhr der Spähtrupp die Ortschaft. Das Gelände begann etwas hügeliger zu werden, und in weiter Ferne sah man im Dunst Berge aufragen.

Nachdem das Dorf passiert war, wobei sich kein einziger Zivilist mehr zeigte, legten die Fahrer an Tempo zu.

Feldwebel Sturm hatte nun doch ein sonderbares Gefühl.

Hatte er recht gehandelt, als er die Verfolgung befahl? Wenn etwas schiefging, dann hatte er die Verantwortung.

Auf einer Höhe hielten die Kräder an, nur der Feldwebel beobachtete durch das Fernglas. Waren die Artilleristen mit ihren Pferdegespannen schon so weit weg, daß er sie nicht mehr sehen konnte? Oder hatte die Zeitangabe des alten Russen nicht gestimmt.

Mit abgestelltem Motor rollten die Fahrzeuge die Höhe hinab. Jeglicher Lärm sollte vermieden werden. Am Fuß des Hügels zogen sie dann die Kupplung und legten den zweiten Gang ein. Sofort sprangen die Motoren wieder an, und leise summend zogen sie den nun folgenden leichten Hang hinan.

Vor der Kuppe ließ der Zugführer anhalten. Er glaubte, rufende Stimmen gehört zu haben.

Er ließ die drei Maschinen aufschließen, dann fuhren sie langsam an, die Maschinengewehre schußbereit im Anschlag.

Es war jetzt kein Zweifel mehr. Die Russen befanden sich nahe vor ihnen. Sie trieben mit lautem Geschrei die Pferde an.

Die Fahrer des Spähtrupps gaben Gas und brausten über die Höhenkuppe hinweg, und etwa 500 Meter von ihnen entfernt sahen sie in der Talsohle die beiden feindlichen Feldhaubitzen. Mit »dawai, dawai« peitschten die Kanoniere die schwächtigen, langzotteligen Panjepferde zu schnellerer Gangart.

Sofort begannen die deutschen Maschinengewehre zu rattern, und mit scharfem Tempo preschte der Spähtrupp auf die Rotarmisten zu. Schon die ersten Feuerstöße beschworen die erwartete Reaktion herauf.

Die Russen bemühten sich aufgeregt, ihre auf den Protzen verstauten Waffen frei zu machen.

»Hamann, bleib stehen«, befahl der Feldwebel. »Der Dittmann soll sichern. Schießt! Handschuh, rechts raus und sie von der Seite packen. Du, Krönninger,feuerst auch!«

Dann gab Sturm Gas und sauste nach links ins Gelände. Die

Maschine sprang auf dem unebenen Boden herum.

Im Nu waren die Feinde von drei Seiten her eingekreist, und nun begannen die MG-Schützen. Die Geschützbedienungen versuchten hinter Pferden, Protzen und den Kanonen in Deckung zu gehen. Langsam, aber mit dem Maschinengewehr feuernd, fuhren die Deutschen auf sie zu.

»Nicht mehr schießen!« schrie der Feldwebel. »Die haben keine Waffen.«

Die Landser waren bis auf dreißig Meter am Feind, und in diesem Augenblick strafte einer der Rotarmisten den Feldwebel Lügen. Ein Pistolenschuß krachte, und der Gefreite Handschuh sank zusammen.

»Feuer frei!« brüllte Sturm.

Alle drei Maschinengewehre jagten nun lange Feuerstöße heraus. Damit war der Feindwiderstand gebrochen.

Feldwebel Sturm lenkte sein Krad zu dem verwundeten Gefreiten, der immer noch über den Lenker gebeugt lag und stöhnte. Handschuh hatte einen Einschuß unterhalb des Schlüsselbeins.

Der Feldwebel schnitt mit seinem Messer den Uniformärmel ab und trennte dann die Jacke auf. Auch Krönninger handelte schnell. Er wickelte sein Verbandspäckchen auf und versorgte den Kameraden mit geschickter Hand. »Ist nicht schlimm, Handschuh«, tröstete er. »Eine Fleischwunde. – Ich weiß, die tut saumäßig weh. Aber im Beiwagen können wir dich zurückbringen.«

Der Gefreite Dittmann durchsuchte die Protzen. Er fand ein Paket Papyrosy und zwei Flaschen, die wahrscheinlich Schnaps enthielten. Er verstaute alles im Beiwagen.

»Männer«, sagte der Feldwebel, »Handschuh muß zurückgebracht werden. Hamann nimmt ihn in den Beiwagen. Die anderen bleiben da und warten mit mir auf die Kompanie. Wir können die verwundeten Russen nicht einfach liegenlassen. Außerdem müssen die Geschütze bewacht

werden. Krönninger und Dittmann gehen zu beiden Seiten der Straße mit ihren Maschinengewehren in Stellung. – Ich glaube zwar nicht, daß etwas passiert, aber Vorsicht ist trotzdem geboten.«

Während der letzten Worte hatte Sturm einiges aufgeschrieben. »Hamann, du gibst dem Chef diese Meldung. Fahr so schnell wie möglich, aber tu dem Handschuh nicht weh. Ist das klar? – Gut, dann kannst du abhauen.«

Wenig später sahen die Männer des Spähtrupps die Kompanie über den Höhenrücken kommen. Die Männer begutachteten wie üblich die feindlichen Geschütze, die beide noch intakt waren, und nach kurzer Pause setzten die Soldaten den Vormarsch fort.

Die Hitze brütete, und der Schweiß rann in Strömen über Gesicht und Körper. Doch trotz aller Eile mußte die Spitzenkompanie vorsichtig sein.

Die beiden russischen Artilleriegeschütze waren durch den Ausfall der Zugmaschinen zurückgeblieben, konnten aber keinesfalls die ganze frühere Besatzung der Ortschaft ausgemacht haben. Sicher waren weitere Truppen vorher aus dem Dorf abgerückt. Mit den Rädern würden die Deutschen sie bald eingeholt haben.

Wie stark war der Feind? Würde die Aufklärungsabteilung mit ihm fertig werden?

Hinter dem Kagalnik, einem Fluß, der von Osten nach Westen fließt, hatten die Russen eine Auffangstellung angelegt. Wenn möglich, mußten die Zurückgehenden gestellt werden, ehe sie sich dort dem Zugriff entziehen konnten.

Von Osten her kam eine einzelne Nahaufklärungsmaschine.

Als der Pilot die Landser erkannte, ging der »Storch« noch tiefer und kreiste mehrmals über der Einheit.

Eine Kapsel fiel aus dem Flugzeug, und ein aufsteigendes Rauchsignal zeigte an, wo sie zu Boden gegangen war.

Mehrere Landser beeilten sich, die Meldung dem

Kompaniechef zu bringen.

Gehring las:

»Feindliche Fußtruppen etwa sechs Kilometer südlich auf der Straße im Rückmarsch. Panjefahrzeuge. Stärke: hundert Mann.« Unterschrift.

Leutnant Gehring schickte einen Melder zum Kommandeur, und die Kompanie setzte die Verfolgung zwar fort, ließ aber keine Sicherungsmaßnahmen außer acht. Der Chef wollte den Befehl des Oberstleutnants abwarten.

Bald kam der Melder zurück.

»Kompanie stellt so bald wie möglich den Feind und bekämpft ihn. Panzerjäger überholen den Feind an den Flanken.«

»Also schon wieder ein Gefecht; das dritte heute«, meinte Feldwebel Sturm und setzte sich an die Spitze seines Zuges.

Zunächst fuhr die Kompanie zügig dahin. Plötzlich tauchten russische »Ratas« auf. Die Soldaten sprangen von den Rädern und suchten Deckung im Gelände. Die Maschinengewehre der Flieger ratterten, und die trockene Erde staubte von den Einschlägen.

Immer wieder flogen die Russen an und warfen kleine Bomben. Zunächst glaubten die Landser, das seien alles Blindgänger. Jedoch nach einigen Sekunden detonierte eine Bombe nach der anderen. Sie waren mit Zeitzündern versehen.

»Maschinengewehre, Feuer frei!«

Sturm bemühte sich, den Lärm zu übertönen.

Die »Ratas« streiften im Tiefflug über die Gegend dahin, zogen Schleifen und Kurven und schossen dabei aus allen Rohren.

Endlich hatten sich die MG-Schützen gefangen und stellten die Waffen auf die Dreibeine. Garbe um Garbe zog den Angreifern entgegen, und die Leuchtspurmuniten zeigte an, daß die Schüsse gut lagen. Wenn sie auch nicht direkt trafen, so irritierte diese Abwehr die Piloten doch.

Die Russen zogen die Maschinen höher, und die Schleifen

wurden größer.

Da – eine »Rata« drehte ab und flog in das eigene Hinterland. Aus dem Sternmotor züngelten Flammen. Einen Absturz konnte man jedoch nicht beobachten.

Nun hatten auch die anderen MG-Schützen die Maschinenwaffen aufgestellt, und den nächsten Anflug der Russen empfing ein heftiges Abwehrfeuer. Aus neun Maschinengewehren schlugen den feindlichen Fliegern die Geschosse entgegen. Wo blieben diesmal die deutschen Jäger?

Endlich flogen die »Ratas« ab. Die Landser betrachteten die Fahrräder, die zumeist mitten auf der Straße liegengelassen worden waren. Manches hatte eine Schramme, fahrbereit waren sie aber alle noch.

Die Verfolgung wurde fortgesetzt. Waren die Russen durch die »Rata«-Angriffe gewarnt worden? Sicher hatten sie die Schießerei gehört, und die Flugzeuge beobachtet. Sie wußten jetzt, wo sich der Feind befand. Daher kam dieser Angriff den Männern noch ungelegener als jeder andere Luftangriff zuvor.

Über welliges Gelände ging es weiter nach Süden. Auf jeder Höhe hielt der Feldwebel an und nahm das Glas vor die Augen. Die Rotarmisten konnten nun nicht mehr weit weg sein.

Die Landser atmeten mit offenem Mund und fuhren mit gesenkten Köpfen. Sie verließen sich auf ihre Gruppenführer und diese wiederum auf den Zugführer, der an der Spitze fuhr.

Kaum hatte die Kompanie die nächste Anhöhe erreicht, als sie auch schon beschossen wurde. Sofort ließen sich die Soldaten von den Rädern fallen, rissen die Munitionskästen herunter und liefen etwas zurück, um hinter dem Hügel in Deckung zu gehen.

Die Zug- und Gruppenführer versuchten Ordnung in die auseinanderlaufenden Männer zu bringen, und schnell hatten sie sie wieder fest in der Hand.

Langsam schoben sich dann die Männer an die Kuppe heran und erwiderten das Feuer.

Dumpfer Abschußknall drang an die Ohren. Rauschend kam eine Granate herangesaust, und die Landser zogen die Köpfe ein. Sie preßten sich auf die Erde, versuchten, sich so flach wie nur möglich zu machen.

Wieder ein Abschuß – und noch einer. Die Detonationen erfolgten jedoch weiter hinten.

Führten die Russen auch Geschütze mit? Der Aufklärer hatte davon nichts gemeldet.

Trotz des Artilleriefeuers jagten Panzerjäger mit ihren Kübelwagen durch das Gelände und waren bereits zwischen den beiden Fronten, holten aber weit seitlich links und rechts aus.

Die Infanteristen lagen sich auf etwa fünfhundert Meter gegenüber. Die Maschinengewehre ratterten, obwohl auch für diese Waffen die Entfernung ziemlich groß und die Treffsicherheit gering war.

Die russische Artillerie mußte in einer anderen Talmulde stehen. Der Abschuß war deutlich zu hören, die Flugbahn sehr kurz. Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum sie Gehrings Kompanie Überschoß. Durch die dazwischenliegende Höhe konnten die Kanoniere nicht kürzer schießen, sonst hätten sie ihre eigenen Kameraden gefährdet, die auf der Höhe vor ihnen lagen.

Die Panzerjäger flitzten durch die Landschaft, und die an den Kübelwagen hängenden Pak machten tolle Sprünge.

Für die Pak-Männer gab es jetzt nur eines: so schnell wie möglich den Feind umfahren und die Geschütze außer Gefecht setzen.

Die feindlichen Schützen waren vollkommen mit der deutschen Infanterie beschäftigt. Heftig wurde aufeinander geschossen. Ein Angriff der deutschen Infanterie war nahezu unmöglich. Das lag diesmal bei den Panzerjägern.

Schon hatten die Fahrzeuge die vom Feind besetzte Höhe erreicht. Die Kübelwagen machten eine Kehrtwendung und

brachten so die Geschütze in Feuerstellung.

Die Jäger sprangen aus den Wagen und lösten die Geschütze von der Verriegelung. In Sekundenschnelle waren die 3,7-cm-Kanonen feuerbereit, und schon krachte Abschuß auf Abschuß.

Die feindliche Artillerie schwieg. Sie war offensichtlich nicht mehr dazu gekommen, die Pak in direktem Beschuß zu bekämpfen.

Über zwanzig Panzerabwehrkanonen hatten in den Kampf eingegriffen. Das Feuer des Feindes hörte plötzlich auf, und Leutnant Gehring gab den Befehl zum Angriff.

Seine Männer huschten über die Höhe. Gebückt und mit großen Sprüngen rannten sie nach vorn.

Feindliches MG- und Schützenfeuer zwang sie aber bald wieder in Deckung.

»Nicht liegenbleiben! So schnell wie möglich in die Talsohle!« schrie Sturm, und sie sprangen im Zickzacklauf den Abhang hinunter.

Der Grund, warum die Zugführer ihre Leute antrieben, war der: Das Gelände fiel ab, während sich der Feind auf der gegenüberliegenden Anhöhe befand. Die deutschen Maschinengewehre konnten die Höhe nicht erreichen. Das Zweibein war zu niedrig, man konnte nicht bergauf schießen.

»Nehmt die MG auf Mittelunterstützung, dann könnt ihr höher anhalten!« rief Feldwebel Sturm.

Die MG-Schützen taten, wie ihnen befohlen, und visierten den Feind an, ohne Kimme und Korn zu benutzen. Die Einschläge der Geschosse im Boden waren ihnen im wahrsten Sinne des Wortes Richtschnur. Es hatte seit einiger Zeit nicht mehr geregnet, und die Erde staubte. Die Karabinerschützen mußten kniend feuern.

»Schütze Ederer verwundet!« wurde dem Zugführer zugerufen. Und bald darauf: »Gefreiter Kanniber gefallen!«

Verdammt!

In diesem Augenblick waren die Russen den deutschen Soldaten überlegen. Sie konnten von der Höhe herab sicher zielen, wenn auch die Pak ihre Granaten unter sie jagte.

Endlich hatten sie die Talsohle erreicht, und die Geschosse sausten mit kurzem Knall über ihre Köpfe hinweg. Die Maschinengewehre konnten nun wieder feuern.

Einzeln hasteten sie die Höhe hinan, mit allen Handfeuerwaffen schießend.

Die vierte Panzerjägerkompanie, die bisher in Reserve war, wurde in den Kampf geschickt. Mit Höchstfahrt rumpelten die Fahrer durch das Gelände, und die Geschützbedienungen wurden fast aus den Sitzen geschleudert. Die Kanonen sprangen kreuz und quer hinterher.

In wenigen Minuten hatte diese Kompanie den Feind hinter sich gelassen und schloß den Kreis.

Kaum fielen die ersten Schüsse im Rücken des Gegners, als auch schon einige Russen die Aussichtslosigkeit des weiteren Kampfes einsahen, die Waffen wegwarfen und die Arme in die Höhe streckten.

Trotzdem verteidigten sich noch Rotarmisten, und die Deutschen, die fast den Kamm der Höhe erreicht hatten, schraubten bereits die Sicherungskapseln von den Stielhandgranaten.

Plötzlich verschwanden die Rotarmisten, die schon aufgegeben hatten, wieder in ihren Stellungen. War vielleicht ein Offizier oder ein Kommissar aufgetaucht? Das hätte ihr Verhalten verständlich gemacht.

Die Deutschen kauerten im Gras. Sie hatten das eine Bein angezogen und warteten auf den Befehl zum Einbruch.

Würde es zum Nahkampf kommen? Mußten in dieser Lage, in der das Schicksal der Russen besiegelt war, noch Menschen sterben?

Der Feind gab nicht auf, wenn er auch nur mehr ganz vereinzelt schoß.

»Handgranaten bereithalten! Fertigmachen zum Einbruch!« wurde durchgegeben.

Noch immer schoß die deutsche Pak, und Leutnant Gehring jagte eine Leuchtkugel hoch.

Hoffentlich verstanden die Kanoniere. Solange sie in die russischen Stellungen schossen, konnten die Infanteristen schließlich nicht einbrechen.

Auch die Zugführer schossen Signalpatronen. Das Feuer der Panzerjäger verstummte.

Der Kompanieführer wartete noch kurze Zeit, dann gab er den Befehl zum Sturm.

Seine Männer richteten sich auf, warfen Handgranaten und nahmen dann wieder Deckung, bis die Granaten explodiert waren. Dann stürmten sie. Und wieder Nahkampf, dieser Schrecken jedes Infanteristen, dieses Tötenmüssen auf kürzeste Distanz nach dem schaurigen Gesetz: Du oder ich!

Mit gesenkten Köpfen und heftig atmend standen die Landser herum.

Zitternde Finger brannten Zigaretten an. Die Soldaten hatten mit sich selbst zu tun und kümmerten sich zunächst nicht um die jammernden und stöhnenden Verwundeten.

Erst nach einigen Minuten, als sich die Nerven etwas beruhigt hatten, bemühten sich die Deutschen auch um die verwundeten Feinde. Unverletzte gefangene Russen getrauten sich nur zögernd, ihren Kameraden zu helfen.

Leutnant Gehring kam auf Feldwebel Sturm zu.

»Schrecklich das! Hätten die sich ergeben, dann wäre ihnen und uns vieles erspart geblieben. Es war doch aussichtslos. Manchmal heben sie die Hände ohne jede vorherige Gegenwehr, und dann wieder kämpfen sie bis zum letzten Mann. – Hast du Ausfälle?«

»Ja, einen Toten, den Kanniber. Und einen Verwundeten, den Ederer. Die Sanitäter bringen sie soeben.«

Der Leutnant und der Feldwebel gingen den Sanitätern

entgegen.

»Ist es schlimm?« fragte der Kompanieführer und nahm den Sanitäter zur Seite, damit der Verwundete dem Gespräch nicht folgen konnte.

»Ich weiß es selber nicht, Herr Leutnant. Man sieht kaum etwas. Der Stahlhelm hatte ein kleines Loch auf der Hinterkopfseite. Die Haare von Kanniber sind blutig, aber nicht sehr. Sicher hat er einen Splitter im Kopf.«

Der Kompanieführer ging auf den Verwundeten zu und beugte sich zu ihm hinab. Ganz sachte fuhr er ihm mit der Hand über das nasse Haar.

»Es wird schon gut, Soldätle. Hast du arge Schmerzen?«

Der Soldat sah den Chef mit großen Augen an und wollte etwas sagen. Er brachte aber kein Wort hervor. Die Zunge gehorchte ihm nicht.

Der Oberarzt kam in seinem Kübelwagen angefahren.

Der Leutnant zeigte mit der Hand auf den Verwundeten.

Der Arzt hob den Soldaten etwas an und untersuchte ihn. Als er das kleine Loch im Hinterkopf sah, preßte Dr. Fritz die Lippen zusammen. Er legte den Verletzten auf die Seite, sprach beruhigend auf ihn ein, während er aus einer Ampulle eine Spritze aufzog.

Kanniber versuchte zu sprechen, brachte aber auch jetzt keinen Ton heraus.

Der Oberarzt stand auf, nachdem er die Spritze verabreicht hatte, und ging einige Schritte zur Seite. Der Kompaniechef folgte ihm mit fragendem Blick.

»Ganz klar, Gehring. Der Splitter, dieser winzige Splitter, sitzt im Gehirn und schaltet die Sprachfunktion aus. Wenn der Mann in die richtigen Hände kommt, dann kann das behoben werden. Wird aber eine langwierige Behandlung sein. Eine Gehirnoperation ist unumgänglich notwendig. Hoffentlich hat der Ärmste Glück.«

Der Schütze Ederer mußte sofort tot gewesen sein. Sein

Körper wies mehrere Treffer auf, und einer saß im Herzen. Er hatte nicht stundenlang qualvolle Schmerzen ertragen müssen...

Die Landser mußten jetzt wieder zu ihren Ausgangsstellungen zurück und die Fahrräder holen. Mit müden Schritten stiegen sie die Höhe hinab und erklommen den anderen Hügel, über den sie gekommen waren.

Dann suchte sich jeder sein Rad, und weiter ging der Vormarsch.

Der Kagalnik konnte nicht mehr allzuweit entfernt sein. In zwei Marschetappen sollte er erreicht werden. Dann stand wieder ein Flußübergang bevor. »Die ganze Kompanie im Wäldchen rechts der Straße in Deckung gehen. Zugführer zum Chef.« Im Schatten konnten sich die Männer ausruhen, und das war ihnen keineswegs unangenehm.

Die Zugführer meldeten sich bei Leutnant Gehring.

»Meine Herren«, begann der Kompanieführer, »wir werden von nun an in der Nacht fahren und versuchen, den Feind zu überraschen. Wenn irgend möglich, werden wir ohne jegliches Vorbereitungsfeuer den Kagalnik überqueren. Zigarettenrauchen während der Fahrt verboten. Stahlhelme, Gasmasken und Spaten sind so anzubringen, daß kein Geschepper zu hören ist. Die Kompanie kann sich bis 22 Uhr ausruhen. Dann geht es weiter. In zwei Nachtfahrten können wir den Fluß erreichen, vorausgesetzt, daß alles glattgeht.«

Gehring gab die Marschordnung bekannt, ordnete die Sicherungen an und schloß:

»Die Panzerjäger sind ostwärts von uns. Ist alles klar? – Gut, dann laßt euch nicht länger aufhalten. Ruht euch aus. – Bis nachher!«

Bald schliefen die Landser den Schlaf der Erschöpfung. So schnell hätte sie jetzt niemand auf die Beine bringen können. Der Wald spendete kühlen Schatten. Nur die Doppelposten wachten.

Es wurde neunzehn Uhr, und die Dunkelheit legte sich über die Landschaft. Dennoch war die Sicht verhältnismäßig gut, denn der Mond verbreitete sein kaltes, fahles Licht. Tiefste Ruhe herrschte. Nur selten rauschte ein Nachtvogel durch das Geäst.

Ein Posten rüttelte Feldwebel Sturm an der Schulter. Er flüsterte:

»Herr Feldwebel, kommen Sie. Da vorn ist etwas. Ich kann nicht genau ausmachen, wo oder was.«

Der Zugführer fluchte leise, erhob sich dann aber.

Sturm beobachtete angestrengt. Ja, da vorn war Bewegung. Er nahm das Nachtglas an die Augen.

»Mann«, raunte er, »das sind Reiter. Vor uns ist keine deutsche Einheit. Wir sind dem Regiment gute vierzig Kilometer voraus. Das können nur Russen sein. Drei, vier, fünf Reiter kann ich erkennen.«

»Soll ich den Zug alarmieren?« fragte der Posten leise.

»Nein, vorerst nicht. Hier können sie uns nicht ausmachen. Wenn es geht, bleiben wir ganz friedlich. Hol aber den Chef. Der soll entscheiden.«

Der Soldat verschwand zwischen den Bäumen, und bald darauf kam er mit dem Leutnant zurück.

»Was ist denn los?« knurrte er. »Wo sind denn deine Geisterreiter?« Die waren in der Zwischenzeit näher gekommen. Auf der Höhe hatte man sie gut erkennen können. Jetzt aber hatten sie den dunklen Hügel hinter sich, und man brauchte schon gute Augen, um den Feind zu entdecken.

»Ich seh' wirklich nichts. Hast du nicht geträ ... Doch, jetzt glaube ich sie zu erkennen. Schweinerei, in einer guten Stunde geht's weiter. Die können uns einen Strich durch die Rechnung machen. Wenn sie nahe genug herkommen, dann müssen wir sie uns schnappen. Aber wie?«

Wie weit mochten die Russen entfernt sein? Bei Dunkelheit war schlecht zu schätzen. Es konnten zweihundert Meter,

vielleicht aber auch nur hundert sein.

Die Rotarmisten hielten kurz an, setzten dann den Ritt fort. Jetzt hörte man sie reden. Die Nachtluft trug die Stimmen weit. »Weck das Kommando deines Zuges. Den Krönninger, den Ehmer, den Dittmann, den Kalisch. Hol auch die anderen beiden Gruppenführer.«

Sturm schickte einen Posten los, während die Reiter immer näher kamen. Einer rauchte. Die Russen plauderten anscheinend vergnügt miteinander. Es war ja auch eine wunderbare Nacht. Die Landser schlichen herbei, und Leutnant Gehring erklärte die Lage. »Wenn sie nahe genug bei uns sind, dann packen wir sie«, sagte er und wußte wohl selbst nicht, wie das gehen sollte.

Die Russen waren kaum mehr zwanzig Meter weit. Die Kompanie schlief, nur zehn Mann waren auf dem Sprung. Ob das gutging? Der Gegner sollte am Kagalnik überrascht werden. Hier aber mußte nun schon eine Vorentscheidung fallen. Ob das gelang? Noch zehn Meter. Die Russen hielten auf den Waldrand zu ... Leutnant Gehring gab ein Zeichen, und die Soldaten rutschten auf dem Bauch tiefer in den Wald hinein. Sie wagten kaum zu atmen.

Am Rand des Wäldchens hielt der Reitertrupp an. Es war wohl der Führer, der vom Pferd sprang. Er sprach auf seine Kameraden ein, und die anderen stiegen ebenfalls von den Pferden und banden die Tiere mit den Zügeln an Bäume. Der Führer legte sich ins Gras, und die anderen taten es ihm nach.

Die Deutschen konnten sich nicht verständigen, Leutnant Gehring keine Anweisungen geben. Aber auf ein Zeichen mit der Hand reagierten sie richtig.

Mit mächtigen Sprüngen hetzten sie zum Waldrand und stürzten sich auf die Rotarmisten. Die waren so überrascht, daß sie gar nicht an Gegenwehr dachten. Mit wenigen Griffen waren sie entwaффnet.

Der Gefreite Kalisch wandte sich an den Kompanieführer.

»Herr Leutnant, ich verstehen, was Iwan gesagt vorher. Wollen hierbleiben bis zwölf Uhr und dann umkehren und melden, daß sie geritten die ganze Zeit. Sind sicher, daß keine Njemetzkis (Deutsche) in Nähe.«

Gehring schüttelte über diesen ihm an sich hochwillkommenen Leichtsinn den Kopf. Noch vor sieben Stunden hatte etwa fünfzehn Kilometer von hier ein heftiger Kampf getobt. Hatten die Rotarmisten geschlafen? Oder sollte man die Schießerei wirklich nicht gehört haben? Wie dem auch war, diesmal hätte sich der Gegner nicht günstiger benehmen können. Außer dem Wiehern der Pferde gab es keinerlei Geräusch. Alles ging weit besser als erwartet.

»Kalisch, jetzt rei dich einmal zusammen. Du mußt dolmetschen«, sagte der Kompanieführer zu dem Volksdeutschen. Er gab dem Gefreiten eine Zigarette und sagte dann:

»Frag sie einmal, wo ihre Einheit ist, wie weit die nächsten Russen von hier entfernt sind.«

Kalisch redete mit Worten und half mit Gesten nach.

Die Russen hrten angestrengt zu und verstanden den Gefreiten offenbar auch. Ihr Anführer gab bereitwillig Auskunft, und als Kalisch das Gesicht verzog, weil er nicht alles verstanden hatte, merkte dies der Russe und gestikulierte nun auch.

»Ruki sagen, ihre Kompanie liegen in nächste Ortschaft. Jetzt aber schlafen. Nur ganz wenig Posten. Ortschaft halbe Stunde zu Fuß von hier weg.«

»Wieviel Mann sind das, und wo liegen sie?« wollte der Kompanieführer wissen.

Der deutsche Gefreite übersetzte.

»Herr Leutnant, Ruki sagen, daß fast hundert Mann, Alle liegen in Scheune von Kolchosa.«

»Gut, Kalisch. Frage sie, wann sie zurück sein sollten.«

»Ruki sagen, um ein Uhr. Sollten reiten durch Wald auf Straße und dann machen Bogen und wieder kommen zur

Kompanie.«

Es war bereits eine Viertelstunde vor zweiundzwanzig Uhr. Leutnant Gehring nahm drei Männer zur Bewachung der Gefangenen mit und begab sich eiligst zum Kommandeur, der bei seinen Panzerjägern war. Dort rüsteten die Jäger gerade zum Aufbruch.

In seinem Gefechtsstand, einem kleinen Omnibus, breitete der Oberstleutnant die Karte aus.

»Hier sind wir, Herr Gehring. Richtig, vor der Ortschaft ist eine Kolchose eingezeichnet. Eine halbe Stunde Weg, sagten die Gefangenen? Nun, es wird etwas weiter sein. Ich rechne immerhin mit sechs Kilometern. Trotzdem könnten die Russen vom Motorenlärm aufgeweckt und alarmiert werden. Herr Gehring, glauben Sie, es schaffen zu können – allein mit Ihrer Kompanie? Sie fahren bis auf etwa zwei Kilometer an die Kolchose heran. Dann stellen Sie die Räder ab. Wir bringen sie nach. Ich setze meine Panzerjäger für die kurze Zeit auf Ihre Schlitten. Wenn die Überrumpelung der Russen in der Scheune gelingt, dann müssen Ihre Leute ausreichen. Verdammte Schweinerei! Da wird gesagt, bis zum Kagalnik ist kein Feind mehr, und jetzt haben wir den Salat. Wenn es zu einem Gefecht kommt, dann ist es Essig mit dem schnellen Übergang über den Fluß. Wenn uns nur ein einziger Reiter durchbrennt, dann ist der Gegner gewarnt. Ich werde einen Funkspruch zum Regiment durchgeben. Werde denen meine Meinung schon sagen.«

Der Leutnant überlegte. Dann besah er sich das Meßtischblatt genau und entgegnete:

»Wir könnten es versuchen, Herr Oberstleutnant.«

»Gut, Gehring. Ich lasse sofort alles klarmachen, und wenn ich Gefechtslärm höre, dann bin ich mit meinen Männern innerhalb von zehn Minuten bei Ihnen. Seien Sie vorsichtig. Ich will keinen einzigen Soldaten nutzlos opfern. Ich wünsche Ihnen und Ihrer Kompanie viel Glück.«

Mit gemischten Gefühlen ging der Leutnant zu seinen Männern zurück.

»Zugführer zu mir!« befahl er. »Meine Herren, wir haben die ›Ehre‹, einen Sonderauftrag auszuführen. In einer Entfernung von etwa sechs Kilometern ist eine Kolchose. In diesem Bauernhof liegt angeblich eine Reiterschwadron. Nach Angaben der Gefangenen, die dieser Einheit angehören, sichern nur schwache Posten. Die fünf gefangenen Reiter sollten nach Norden aufklären und gegen ein Uhr zurück sein. Es ist jetzt zehn Uhr dreißig. Der Feind wittert noch keine Gefahr. Wenn wir sofort antreten, dann müßten wir es mit den Rädern in einer halben Stunde schaffen. – Ja, noch eines: Wir stellen die Räder etwa einen oder zwei Kilometer vor der Kolchose ab. Die Panzerjäger bringen sie uns nach. Bis hierhin alles klar? – Gut.

Das aber sind bis jetzt lediglich Vermutungen. Ihr Verhalten hat sich der Lage anzupassen. Jeder Zugführer muß eventuell selbständig handeln. Wahrscheinlich sind, wie bei allen Kolchosen, rundherum Felder. Wahrscheinlich stehen auch das Getreide und der Mais noch. Ich sage: wahrscheinlich! Ist es so, dann kommen wir gut heran. Kommt es zu einer Schießerei, so sind wir im Vorteil. Die Posten können wir bekommen. Dann werden sofort die Ausgänge der Kolchose besetzt. Keiner darf entfliehen. Das ist wichtig. Wahrscheinlich ist die Schwadron als Vorposten eingesetzt. Bitte versucht sowenig Lärm wie möglich zu machen. Mehr kann ich selber nicht sagen. Alles andere richtet sich nach dem, was der Feind tut. Lassen Sie sofort fertigmachen. Ich danke!«

Nach kurzer Zeit saßen die Männer auf ihren Rädern und fuhren durch die stille Nacht. Der Mond schien noch immer, und es würde wohl noch zwei Stunden so hell bleiben. Jetzt konnte man das fahle Licht gut gebrauchen.

An der Spitze fuhr der erste Zug, dann folgte der zweite und am Ende der dritte.

An beiden Seiten der Straße trampelten die Landser dahin. Die Wiesen hörten auf, und so weit das Auge sehen konnte, stand Getreide. Auch das Gras war bereits sehr hoch. Wenn ein leichter Windhauch über die Getreidefelder strich, wogten die Ähren hin und her und wisperten leise. Der Mohn an den Feldrainen verstreute starken Duft. Es schien, als herrsche tiefster Friede.

Das Gelände ging erneut in eine Ebene über.

Fast eine halbe Stunde schon fuhr die Kompanie dahin. Dutzende von Augenpaaren bohrten sich in das Zwielficht.

»Da vorn ist ein Gebäude. Ich glaube, das sind die Umrisse der Kolchose. Sehen Sie?« fragte der Gefreite Krönninger den Zugführer, der neben ihm fuhr.

Sofort sprang der Feldwebel vom Rad. Er hob das Fernglas, aber das Licht war doch zu schwach, und man sah mit dem bloßen Auge besser. Ja, das war die Kolchose. Ein riesiger, quadratischer Gebäudekomplex.

»Fahrräder am Rand des Feldes zusammenstellen! Waffen und Munitionskästen frei machen!« befahl der Zugführer leise. Der Befehl wurde durchgeflüstert.

Da kam auch schon Leutnant Gehring.

»Sind wir da, Sturm? Wir gehen an den Feldrainen entlang. Erst später waten wir durch das Getreide. Stahlhelme abnehmen. Die glänzen so. Ruhig vorgehen. Jedes Geräusch vermeiden. – Und nun – Gott befohlen!«

Die Landser schlichen geduckt an den Feldrainen entlang. In einer langen Schlange zog sich die Menschenreihe hin. Alle hielten die Köpfe gesenkt, um ja nicht gesehen zu werden, und überließen sich ganz der Führung des vorangehenden Feldwebels.

Gut zehn Minuten mochten die Soldaten so dahingeschlichen sein, als Sturm an der Spitze anhielt.

Die Silhouette des großen Bauernhofes war ganz deutlich zu sehen. Jetzt kam es darauf an, herauszufinden, wo die Posten

standen und wo sich die Einfahrten befanden. Die mußten sofort besetzt werden, um den Russen die Flucht zu verwehren.

»Alles in die Felder in Deckung! Krönninger, Kalisch, Dittmann, Ehmer zu mir«, ließ der Feldwebel durchgeben.

»Wir gehen jetzt an die Kolchose heran. Wir müssen feststellen, wo die Posten und die Tore sind. Macht kein Geräusch. – Die anderen bleiben liegen. – Melder, zurück zu Leutnant Gehring. Machen einen Spähtrupp. Verstanden? Haltet mir bloß den Mund! Vorwärts!«

Im Getreidefeld schlichen sie dahin. Obwohl sie sich Mühe gaben, kein Geräusch zu verursachen, glaubten sie, das Rascheln der dürrn Halme müsse weit zu hören sein. Ein herber Duft umgab die Männer. Näher und näher kamen die Soldaten dem Gehöft.

Sturm verhielt und hob den Kopf über die Ähren, um beobachten zu können. Fast eine Viertelstunde waren sie durch das leicht wogende Weizenfeld gegangen. Jetzt standen sie unmittelbar am Rain des Feldes, und vor ihnen lag die Kolchose. Der Acker reichte nahezu bis an die Häuserwände. Auf der Nordseite war ein großes Tor, und davor stand ein einzelner Soldat. Die Westseite dagegen nahm ein langes Gebäude, wahrscheinlich die Stallungen, ein. Daran schloß sich eine Mauer. Die Südseite schien ebenfalls eine Einfahrt zu haben. Die Ostseite war auf der ganzen Front eine riesige Scheune.

Scheunen haben Tore, also mußte mit Bestimmtheit auch in dieser Richtung hin Vorsorge getroffen werden. In dieser Scheune sollten die Russen im Stroh ruhen, wenn den Gefangenen zu glauben war.

Feldwebel Sturm überlegte. Es war sicher am besten, wenn die Kompanie sich teilte. Ein Zug mußte das Gehöft so weit umgehen, daß er die Scheune absichern konnte. Mindestens je eine Gruppe mußte die Tore besetzen, während die anderen sich auf einen Kampf einzustellen hatten.

Feldweibel Sturm prägte sich alles ein. Nur an den Ein- und Ausfahrten standen Wachposten.

Der Spähtrupp ging zurück, und Sturm meldete dem Kompaniechef das Aufklärungsergebnis. Er machte ihm auch seine Vorschläge, und der Chef nahm sie an.

Gehring ließ die Zugführer zu sich kommen und entwarf den Plan. Die vier Männer verglichen die Uhren, denn sie hatten diesmal keine Sichtverbindung, und wenn alles klappen sollte, dann durften die Russen vom Überfall nichts merken, bis es für jede Gegenwehr zu spät sein würde.

»Es ist jetzt elf Uhr sieben. Haben Sie verglichen? In Ordnung? – Gut! Der Zug Fischer hält sich links und kommt von der Ostseite her auf die Scheune zu. Das wird längere Zeit beanspruchen. Daher müssen wir anderen etwas warten. Aber in einer halben Stunde können Sie es schaffen, Fischer. – Der Zug Sturm läuft durch den Hof und sichert dann mit einer Gruppe die Südausfahrt. Die anderen Gruppen stehen zu meiner Verfügung. – Der Zug Greiner, der hinter Sturm geht, sichert ebenfalls mit einem Maschinengewehr das Nordtor. Die anderen Gruppen werden der Lage gemäß von mir eingesetzt. Wir stürmen Punkt elf Uhr fünfundvierzig. – Vergleichen Sie nochmals bitte: elf Uhr neun. – Fischer, treten Sie gleich an. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg, und vermeiden Sie jedes Geräusch.« Die Züge kamen ohne Zwischenfall an ihren Bereitstellungsräumen an. Die russischen Posten gingen langsam auf und ab ...

Elf Uhr vierundvierzig...

Da passierte es...

Knapp eine Minute vor Angriffsbeginn fiel auf der Ostseite, bei Feldweibel Fischer, ein Schuß, und gleich darauf knallte es nochmals. Schon begann ein deutsches Maschinengewehr zu rattern, und in kürzester Zeit war an dieser Stelle ein Höllenlärm im Gange. Die drei deutschen Maschinengewehre schossen Garbe um Garbe in die Scheune.

»Mir nach!« schrie Feldwebel Sturm und brach aus seiner Deckung hervor.

Wie versteinert stand der Posten. Er nahm nicht einmal das Gewehr von der Schulter und starrte nach Osten, wo heftig geschossen wurde.

Feldwebel Sturm rannte auf das Südtor zu und ließ dort sofort ein MG in Stellung gehen.

Laut schreiend stürzten die Rotarmisten aus der Scheune und rannten im Hof umher. Die meisten von ihnen strebten dem langen, niedrigen Gebäude zu, und einige hatten bereits Pferde an den Halftern.

Sturm war mit zwei Gruppen an die Scheune vorgedrungen. Zielloos feuerten die Soldaten durch das geöffnete Scheunentor.

Der Schütze Dittmann, der den leichten Granatwerfer bediente, schoß mit Wurfgranaten auf das Holzgebäude.

Flammen züngelten. Trocken es Heu, das darin gelagert war, hatte Feuer gefangen. Im Nu stand das Gebäude in hellen Flammen.

Die Hitze an der Scheune wurde unerträglich, und Feldwebel Sturm zog sich mit seinen Männern auf das Südtor zurück.

Zwei Reiter kamen auf das Südtor zugesprengt. Sie lagen buchstäblich auf den Hälsen der Pferde und schrien auf die Tiere ein.

Ein langer Feuerstoß aus einem MG schlug ihnen entgegen. Ein Pferd stürzte sofort und warf den Reiter ab.

Das andere Pferd tat noch einige Sprünge. Unmittelbar neben dem Zugführer blieb es stehen, zitterte und brach in die Knie.

In diesem Augenblick sprang der Reiter geistesgegenwärtig ab, umklammerte dabei den Feldwebel und riß ihn im Fallen zu Boden. Der Russe lag auf ihm. Er hatte eine Pistole in der Hand. Das Schicksal des Feldwebels schien besiegelt.

Da sauste ein Gewehrkolben auf den Kopf des Reiters. Sturm spürte den Luftzug, hörte das Rauschen. Der Russe

stöhnte, und der Griff, der den Zugführer umklammert hielt, lockerte sich.

Der Gefreite Kalisch schlug dem Rotarmisten mit der Stiefelspitze die Pistole aus der Hand, und keuchend kam der Feldweibel auf die Beine. Er hielt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht die rechte Schulter. Die Wunde, die er vor einigen Tagen erst in Rostow erhalten hatte, war wieder aufgerissen und blutete stark.

Der Kommandeur war inzwischen angekommen, und seine Panzerjäger umstellten sichernd die Kolchese. Die Russen gaben den Kampf auf. Die Kolchese war genommen.

Aus dem Handstreich auf den Kagalnik wurde nun aber nichts, denn hell loderte die Feuersbrunst. Das mußte der Feind weithin sehen, und er mußte auch die Schießerei gehört haben.

Wie es nun weitergehen sollte, mußte der Regimentskommandeur entscheiden.

*

Er tat es, und auch die Kompanie des Leutnants Gehring bekam wieder einen neuen Kampfauftrag. Jeder weitere Tag führte sie weiter hinein in die Unendlichkeit eines fremden, feindlichen Landes, zu neuen, schwer errungenen und bitter bezahlten Erfolgen und Siegen, bis der Tag kam, an dem auch sie die Vergeblichkeit all ihrer Opfer erkennen mußten.

Es geschah etwa um jene Zeit, als in Stalingrad die 6. Armee ihrem tragischen Ende entgegenging und der praktisch schon kurz vor ihrem strategischen Ziel stehenden Kaukasus-Armee der Befehl zum Rückzug erteilt wurde.

Der letzte Akt eines Dramas ohnegleichen hatte begonnen, dessen Ende viele nicht mehr erleben sollten, die in Erfüllung ihrer Soldatenpflicht Unvorstellbares hatten leisten müssen.

ENDE

Die deutschen Armeen des II. Weltkrieges

Einsatzräume und Schicksale der größten Truppenverbände

1. Armee:

26. 8.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1939 Saargebiet

1940 Lothringen, Westfeldzug

1941 – 1944 Besatzung Frankreich, vornehmlich Atlantikküste

1944 bis 1945 Rückzug Südfrankreich, Süddeutschland

1945 in Südwürttemberg, Bayern, Tirol

2. Armee:

20.10.1939 aus bisherigem AOK (Armeeoberkommando) 8 aufgestellt.

Einsatz:

1940 Westfeldzug, Mittelfrankreich

1941 Balkanfeldzug, Jugoslawien

Ostfeldzug Südabschnitt (Kiew), Mittelabschnitt (Jelez)

1942 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Orel)

1943 Ostfeldzug Südabschnitt (Gomel)

1944 Ostfeldzug Südabschnitt (Pripjetsümpfe), Rückzug nach Ostpreußen

1945 Untergang im April in Ostpreußen

3. Armee:

22. 8.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1939 Polenfeldzug (Nordabschnitt) 21.10.1939 aufgelöst, Stab wird AOK 16

4. Armee:

1.8.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1939 Polenfeldzug (Mittelpolen)

1940 Westfeldzug (Belgien, Nordfrankreich)

1941 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Smolensk, Moskau)

1942 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Juchnow)

1943 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Dorogobusch, Orscha)

1944 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Minsk), Rückzug nach Ostpreußen

1945 Untergang im April in Ostpreußen

5. Armee:

25.8.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1939 Sicherung Westwall (bis Oktober), Besatzung Polen (ab Oktober) 4.11.1939 aufgelöst, Stab wird AOK 18

6. Armee:

10.10.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1940 Westfeldzug (Belgien, Nordwestfrankreich)

1941 Ostfeldzug Südabschnitt (Uman, Kiew, Charkow)

1942 Vormarsch Stalingrad Februar 1943 Untergang in Stalingrad

6.3.1943 **neu aufgestellt.**

Einsatz:

1943 Ostfeldzug Südabschnitt (Mius, Donez, Dnjepr)

1944 Ostfeldzug Südabschnitt (Südukraine, Karpaten, Budapest)

1945 Ungarn, Österreich

Mai 1945 Untergang im Raum Wien

7. Armee:

25.8.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1939 Sicherung Oberrhein

1940 Westfeldzug (Oberrhein, Elsaß)

1941 bis 1944 Sicherung und Besetzung Nordfrankreich (Kanalküste)

1944 Invasion (Kanalküste, Mittelfrankreich, Eifel)

1945 Endkampf in Westdeutschland (Mosel, Hunsrück, Hessen, Thüringen)

8. Armee:

1.8.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1939 Polenfeldzug (Bzura, Warschau) 10.10.1939 aufgelöst, Stab wird AOK 2

22.8.1943 neu aufgestellt.

Einsatz:

1943 Ostfeldzug Südrußland (Charkow, Tscherkassy)

1944 Ostfeldzug Südrußland (Dnjestr, Bessarabien, Karpaten, Ungarn)

1945 Ungarn

Mai 1945 Untergang in Nieder- und Oberösterreich

9. Armee:

15.5.1940 aufgestellt.

Einsatz:

1940 Westfeldzug (Belgien, Nordfrankreich, Somme, Marne, Loire)

1941 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Byalistock, Witebsk, Wjasma, Moskau)

1942 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Rschew)

1943 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Kursk, Brjansk)

1944 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Bobruisk, Warschau, Posen,

Frankfurt)

1945 Endkampf Ostdeutschland (Oder, Halbe, Berlin) Mai

1945 Untergang im Raum Halbe und teils in Berlin

10. Armee:

26.8.1939 aufgestellt.

Einsatz: 1939 Polenfeldzug (Südpolen) 10.10.1939 aufgelöst,
Stab wird AOK 6

15. 8.1943 neu aufgestellt.

Einsatz:

1943 Italien (Rom, Salerno)

1944 Italien (Monte Cassino, Adria, Florenz)

1945 Rückzug zu den Alpen

Mai 1945 Untergang in den Südalpen (Südtirol)

11. Armee:

5.10.1940 aufgestellt.

Einsatz:

1941 Ostfeldzug Südabschnitt (Pruth, Dnjepr, Krim)

1942 Ostfeldzug Südabschnitt (Sewastopol, ab 4. 9. Leningrad,
Newel) 27.11.1942 aufgelöst, Stab wird Heeresgruppe Don

26.1.1945 neu aufgestellt.

Einsatz:

1945 Endkämpfe Ostdeutschland (Pommern, Harz) April 1945
Untergang im Harz

12. Armee:

18.8.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1939 Grenzsicherung Westen (Eifel)

1940 Westfeldzug (Luxemburg, Ardennen, Champagne,
Westalpen)

1941 Balkanfeldzug (Griechenland)

1942 Besatzungstruppe Serbien, Kroatien, Griechenland, Kreta

31.12.1942 aufgelöst, Stab wird Heeresgruppe »E«
10. 4.1945 neu aufgestellt.

Einsatz:

1945 Mitteldeutschland (Elbe, Potsdam-Berlin, Elbe) Mai 1945
Untergang im Raum Tangermünde

13. Armee:

hat nicht existiert

14. Armee:

1.8.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1939 Polenfeldzug (Südpolen)
13.10.1939 aufgelöst, Stab wird AOK12 (teilweise)
18.11.1943 neu aufgestellt.

Einsatz:

1943 Sicherung Oberitalien
1944 Mittelitalien (Rom, Apennin«, Bologna)
1945 Rückzug auf Südalpen
2.5.1945 Untergang in den Südalpen

15. Armee:

15.1.1941 aufgestellt.

Einsatz:

1941 bis 1944 Sicherung und Besatzungstruppe Belgien,
Nordfrankreich
1944 Invasion (Scheide, Holland, Aachen)
1945 Endkampf Westdeutschland (Roer, Rhein, Ruhr) 18.
4.1945 Untergang im Ruhrkessel

16. Armee:

22.10.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1940 Westfeldzug (Südbelgien, Verdun, Metz)

1941 Ostfeldzug Nordabschnitt (Riga, Ilmensee, Ladogasee)
1942 Ostfeldzug Nordabschnitt (Staraja Russa, Demjansk)
1943 Ostfeldzug Nordabschnitt (Staraja Russa, Demjansk)
1944 Ostfeldzug Nordabschnitt (Newel, Pleskau, Riga)
1945 Kurland
Mai 1945 Untergang in Kurland

17. Armee:

20.12.1940 aufgestellt.

Einsatz:

1941 Ostfeldzug Südabschnitt (Dnjepropetrowsk, Donez, Rostow)
1942 Ostfeldzug Südabschnitt (Kuban, Kaukasus)
1943 Ostfeldzug Südabschnitt (Kubanbrückenkopf, Krim)
1944 Ostfeldzug Südabschnitt (Krim, Südukraine, Galizien)
1945 Endkampf Ostdeutschland (Oberschlesien, Niederschlesien) Mai 1945 Untergang in Schlesien

18. Armee:

4.11.1939 aufgestellt.

Einsatz:

1940 Westfeldzug (Holland, Paris)
1941 Ostfeldzug Nordabschnitt (Riga, Reval, Leningrad)
1942 Ostfeldzug Nordabschnitt (Wolchow, Ladogasee)
1943 Ostfeldzug Nordabschnitt (Wolchow, Ladogasee)
1944 Ostfeldzug Nordabschnitt (Narwa, Baltikum)
1945 Kurland
Mai 1945 Untergang in Kurland

19. Armee:

28. 8.1943 aufgestellt.

Einsatz:

1943 bis 1944 Besatzung Südfrankreich
1944 Invasion (Südfrankreich, Vogesen, Elsaß)

1945 Endkampf Westdeutschland (Baden-Württemberg) April

1945 Untergang auf der Schwäbischen Alb

20. Armee:

14.1.1942 aufgestellt.

Einsatz:

1942 Lappland, Eismeer

1943 Lappland, Eismeer

1944 Nordfinland

1945 Besatzung Norwegen bis zur Kapitulation

21 Armee:

27.4.1945 aufgestellt.

Einsatz: 1945 Mecklenburg, hier Untergang

22.Armee:

hat nicht existiert

23. Armee:

hat nicht existiert

24. Armee:

November 1944 aufgestellt ohne Kampfverbände 1944 bis

1945 Sicherung der Grenze gegen die Schweiz

(nur Volkssturm, Baupioniere, Polizei, HJ) Mai 1945

Untergang in den Alpen

25. Armee:

10.11.1944 aufgestellt.

Einsatz:

1944 bis 1945 Holland bis zur Kapitulation

Vorübergehend gab es noch Armeeoberkommandos, die aber nur kurze Zeit existierten. Sie trugen keine Nummern, sondern waren nach ihren Oberbefehlshabern bzw. Einsatzräumen benannt:

AOK Blumentritt (1945 Raum Bremen)

AOK Lappland (1942 Lappland)

AOK Lindemann (1945 Dänemark)

AOK Müller (1945 Schleswig-Holstein)

AOK Norwegen (1941 bis 1944 Besatzungstruppe Norwegen)

AOK Ostpreußen (1945 Ostpreußen-Danzig)

AOK Tirol (1945 Tirol)

1. Panzerarmee

16.11.1940 aufgestellt.

Einsatz:

1941 Ostfeldzug Südabschnitt (Kiew, Uman, Donez, Rostow)

1942 Ostfeldzug Südabschnitt (Kuban, Kaukasus)

1943 Ostfeldzug Südabschnitt (Isjum, Kremenchug)

1944 Ostfeldzug Südabschnitt (Südukraine, Nordukraine, Karpaten)

1945 Slowakei, Mähren

Mai 1945 Untergang im Altvater-Gebirge

2. Panzerarmee:

16.11.1940 aufgestellt.

Einsatz:

1941 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Minsk, Smolensk, Kiew, Tula)

1942 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Orel)

1943 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Orel, Brjansk)

ab 21.8. Besatzung in Kroatien, Serbien, Albanien

1944 Balkan

1945 Rückzugskämpfe (Ungarn, Kärnten) Mai 1945 Untergang in der Steiermark

3. Panzerarmee:

16.11.1940 aufgestellt.

Einsatz:

1941 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Smolensk, Welikije Luki, Wjasma, Moskau)

1942 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Welikije Luki, Welish)

1943 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Welikije Luki, Welish)

1944 Ostfeldzug Mittelabschnitt (Witebsk, Lettland, Memel)

1945 Endkampf Ostdeutschland (Ostpreußen)

4. Panzerarmee:

17.2.1941 aufgestellt.

Einsatz:

1941 Ostfeldzug Nordabschnitt (Dünaburg, Nowgorod, Leningrad) Ostfeldzug (ab 20. 9.) Mittelabschnitt (Moskau)

1942 Ostfeldzug Südabschnitt (Kursk, Kalatsch, Kalmückenssteppe)

1943 Ostfeldzug Südabschnitt (Donez, Charkow, Kiew)

1944 Ostfeldzug Südabschnitt (Pripjet, Kowel, Lublin, Weichsel)

1945 Endkampf Ostdeutschland (Baranow, Niederschlesien, Sachsen) Mai 1945 Untergang im sächsischen Erzgebirge

*

17-cm-Kanone 18 (in Mörserlafette)



Dieses Geschütz sollte die 15-cm-Kanone 18 ersetzen, deren ballistische Leistungen nicht ganz befriedigten. Aus technischen Gründen wurde dabei die Lafette des 1939 eingeführten 21-cm-Mörser 18 verwendet, jedoch im Gegensatz zu diesem die Rohrerhöhung auf 50 Grad begrenzt, während sie beim 21-cm-Mörser 70 Grad betrug. Wie dieser war auch die 17-cm-Kanone von Krupp entwickelt und 1941 eingeführt worden. Zusammen mit dem Mörser stellte das Geschütz die hauptsächliche Ausstattung der schweren deutschen Heeresartillerie dar. Die 17-cm-Kanone war in Batterien zu zwei bis drei Geschützen zusammengefaßt. Drei dieser Batterien bildeten eine schwere Heeres-Artillerieabteilung. Artillerieregimenter der Waffen-SS-Divisionen führten diese Geschütze verschiedentlich in einer IV. Abteilung.

Technische Daten

Kaliber:	17,25 cm
Rohrlänge:	8.529 m
Schwenkbereich:	16 Grad
Erhöhung:	50 Grad
Feuergeschwindigkeit:	40 Schuß pro Stunde
Gesamtlänge in Fahrstellung:	12,81 m
Breite in Fahrstellung:	2,83 m
Höhe in Fahrstellung:	3,11 m
Gewicht in Fahrstellung:	23.375 kg
Gewicht in Feuerstellung:	17.250 kg

Deutsche Geschütze



17-cm-Kanone 18
(in Mörserlafette)